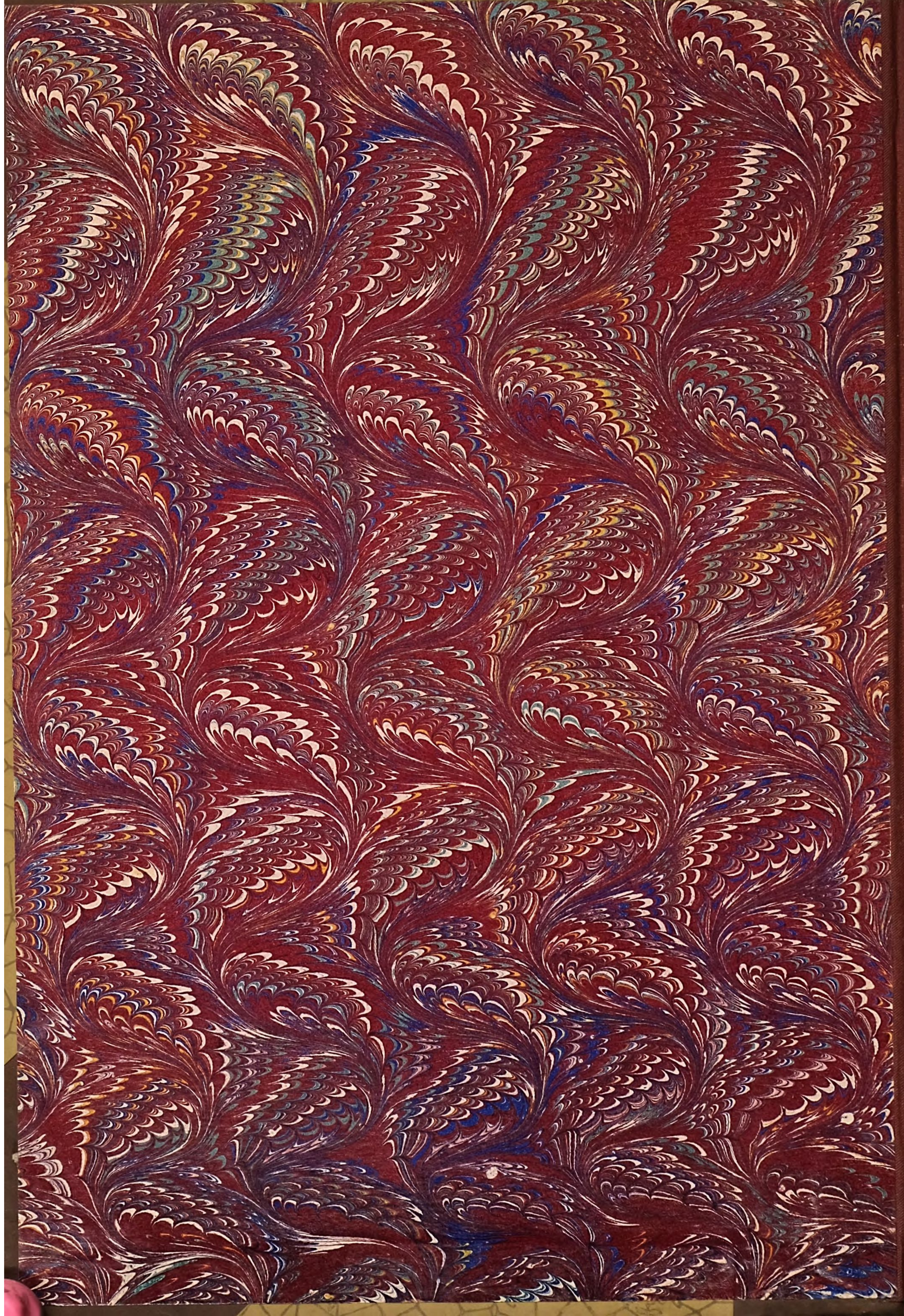


lt. sing.

362

X







4^o It. sing. 362^x 2753

KW.

Lampe - Fischen.

AUS UMBRIEN.



AUS UMBRIEN
UND
AUF DEM WEGE DORTHIN.

States fall, arts fade — but nature doth not die.

BYRON, CHILDE HAROLD'S PILGRIMAGE.

CANTO IV. 3.

(Von Karl Vischer-Merian)

1890.

THE LIBRARY

OF THE UNIVERSITY OF TORONTO

1827-1828

1827-1828

1827-1828

1827-1828

1827-1828



MEINER LIEBEN FRAU

AMÉLIE VISCHER-MERIAN

ZUM FESTE UNSERER

GOLDENEN HOCHZEIT

AUF WILDENSTEIN

AM

22. SEPTEMBER 1890.

A 150/262

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN



I.

PERUGIA.

Seit Jahren war es mein Wunsch, die Stadt aufzusuchen, deren Name bei uns meist nur in Verbindung mit Rafael und seinem Meister genannt wird. Endlich, meiner Gesundheit mich sicher fühlend, schritt ich im Frühjahr 1888 zu dessen Erfüllung.

Zur immer reizvollen Fahrt über den St. Gotthard wartete ich einen schönen Maitag ab. Wie viel schöner noch das schöne Italien bei Beginn des Sommers sei, wusste ich aus Erfahrung. Auch galt mein Reiseziel Gegenden, welche früher zu bereisen wegen der dort häufigen Unbeständigkeit des Wetters weniger ratsam ist. Die Furcht, in Mittelitalien im Mai und Juni von übermässiger Hitze leiden zu müssen, ist eine unbegründete. Dass ihr so viele aus dem Wege gehen und schon vor Ende April die nördlichere Heimat wieder aufsuchen, beruht bald auf Irrtum, bald auf Herkommen, und hat auch seine Ursache in den Osterferien, welche manchem keine Wahl lassen, seinen Bündel erst später zu schnüren. Doch, dass nicht alle sich vom Strome fortreissen lassen, musste ich in Florenz erfahren, wo ich die grösste Mühe hatte, nach mehreren vergeblichen Versuchen endlich ein

sehr bescheidenes Nachtquartier in der «Stella d'Italia» zu finden. Ich meide nämlich die kasernenartigen sogenannten Grands Hôtels, wenn ich als Junggeselle reise. In den alberghi dritten und vierten Ranges geht es sehr gemütlich zu. Man muss auf nichts lange warten, es wird nur italienisch gesprochen, und die Wirte oder Wirtinnen behandeln die Gäste als gute Bekannte. Diesmal war's eine Wirtin; über ihre aufmerksame Behandlung gab ich mich mit dem elenden Dachstübchen gerne zufrieden.

In Ländern, wo die Menschen so leicht umgänglich sind wie in Italien, ist das Reisen doppelt angenehm. Nicht nur ist man dem Unbehagen der Einsamkeit weniger ausgesetzt, sondern es wird uns auch die Möglichkeit erleichtert, Leuten näher zu kommen, deren Bekanntschaft für uns von Wert sein kann. Freilich hängt dies viel vom Zufalle ab. Man wird daher immer klug daran tun, sich mit guten Empfehlungen zu versehen, wenn die Gelegenheit dazu geboten wird. Gerne nahm ich daher vor sieben Jahren die Karten in Empfang, welche mir mein Onkel, Herr Prof. Peter Merian, und sein Freund, Herr Dr. Ziegler, der Kartograph, für Herrn Prof. Stoppani in Mailand auf eine Reise nach Rom und Neapel mitgaben. Diese Bekanntschaft ist seitdem für mich von unschätzbarem Werte geworden. Von seinem um vieles jüngern Freund hatte uns der Onkel schon zu verschiedenen Malen erzählt, so z. B. wie derselbe ihn und Freund Escher (von der Linth jun.) s. Z. über die Berge von Como nach Lecco begleitet habe, in dienstfertigster Weise mit beständigem Humor der Rolle eines geologischen Cicerone sich entledigend, auch war ich seitdem einst zufällig in Como mit Stoppanis anziehendem Buche

«il bel paese» bekannt und so vertraut geworden, dass mir nichts erwünschter hätte sein können, als den Autor selbst kennen zu lernen. Sein Buch, sein Bildnis, das Original, sie gewinnen uns sofort.

Der Name Stoppani ist ein in der Lombardei und im Tessin sehr häufiger. Unser Freund entstammt einer zahlreichen Familie in Lecco, wo er im Jahre 1824 geboren wurde. Zum geistlichen Stande bestimmt, gab er sich mit Eifer dem Studium der Theologie, daneben auch der alten Klassiker und der neuern Philosophie hin. Zugleich fühlte er sich von frühester Jugend auf mächtig zum Studium der Natur hingezogen, wozu ihm, dem aufmerksamen Beobachter, die geologischen Formationen der Brianza reiche Anregung boten. Dabei aber beschäftigte ihn oft die Frage, ob solche Studien mit seinem geistlichen Berufe verträglich seien. Je mehr er sich jedoch in die Wunder der Natur vertiefte, desto mehr trat er ihrem Schöpfer nahe und söhnte er sich mit der Wissenschaft aus, da ja auch sie dazu bestimmt sei, eine Verkünderin zu sein von Gottes Allmacht, Weisheit und Liebe. Dies alles wird uns von ihm selbst in dem genannten Buche erzählt.

Stoppani war noch jung, als ihm die geistliche Würde eines Abate zu Teil wurde. Der damit verbundenen amtlichen Tätigkeit entsagte er aber, um sich ganz dem Apostolat der Naturwissenschaften zu widmen. Vorher wirkte er als Professor der lateinischen Sprache am Seminarium von S. Peter Martin; aus dieser Stellung wurde er im Jahre 1853 durch Umtriebe der politisch und kirchlich reaktionären Partei verdrängt, worauf er sich genötigt sah, die Stelle eines Erziehers im Hause des Grafen Fr. Porro

in Como anzunehmen und später diejenige eines Vorstehers am Waisenhouse für Knaben zu Mailand. Inzwischen hatte er bereits einige naturwissenschaftliche Arbeiten veröffentlicht, so dass ihm, nach der Vertreibung der Oesterreicher, von der Regierung zu Turin die Professur für Geologie an der Universität zu Pavia übertragen wurde, welche er im Jahre 1877 mit derjenigen an der höhern Lehranstalt zu Florenz vertauschte. Als im Jahre 1882 der Direktor des Museo civico in Mailand starb, wurde Stoppani sein Nachfolger, wobei er auch die Professur der Zoologie am Polytechnikum erhielt. Er ist Mitglied der Akademien de' Lincei und della Crusca in Florenz und seit 1887 auch derjenigen de' Lincei zu Rom. Seine naturwissenschaftlichen Werke, worunter diejenigen über Geologie und Palaeontologie Epoche machend gewesen sind, haben ihm die Feindschaft der Intransigenten im Vatican zugezogen und viel Verdruss bereitet, weshalb er in verschiedenen anderen Werken, wie z. B. in demjenigen «il dogma e le science positive» seinen religiösen Standpunkt zu verteidigen sich veranlasst gesehen hat.

Der Abate und Professore möge sich trösten. Er, der seinen Mann gestellt hat, sei es im Dienst der Kirche oder der Wissenschaft, sei es als Mitkämpfer während der fünf Tage in Mailand im Jahre 1848 und später als Diener des rothen Kreuzes zur Zeit der italienischen Befreiungskriege oder als anregender Gesellschafter, überall, wo er nur erschienen ist, genießt in ganz Italien, von den Alpen bis zum Ätna, der wohlverdienten Achtung und Verehrung.

Als ich ihn nun wieder besuchte, da lag er krank darnieder.

Ich hatte es durch die Zeitungen erfahren und mittelst eines vorausgesandten Briefes Vorsorge getroffen, dass mich nicht etwa die Dienerin bei der Anmeldung kurzweg abweise. Ich wurde denn auch sofort zugelassen. Nie werde ich es vergessen, wie freundlich mich der Kranke empfing, sein schönes Haupt mit den blauen Augen, den langen grauen Haaren, auf den Arm stützend. Ich durfte seine Güte nicht zu lange in Anspruch nehmen; ich nannte meine Reiseziele, die Nichte versah mich mit einigen Worten, welche der Patient ihr diktirte, und ich drückte dem lieben Freunde die Hand mit einem «a rivederci».

Nach Florenz war ich an niemanden empfohlen. Nun hatte mich aber seit einiger Zeit ein Florentiner viel beschäftigt. Es war der berühmte Tragöde Ernesto Rossi, dessen soeben erschienenenes dreibändiges Werk «Quarant' anni di vita artistica» mir gut gefallen hatte. Aus der Einleitung zu demselben von Angelo de Gubernatis, der Rossi zu den zünftigen Literaten zählt, wie auch aus dem Werke selbst, ist zu entnehmen, dass Rossi, Psychologie und Geschichte nicht ausser Acht lassend, aus seinem Berufe ein ernstes Studium zu machen stets bestrebt gewesen ist und die Kunst dem Gewinne vorangestellt hat. Er hat es trotz öfterer Hindernisse dahin zu bringen gewusst, die Stücke seines Lieblingsdichters Shakspeare seinen Landsleuten nicht nur, sondern auch dem Publikum in andern Ländern romanischer Zunge mundgerecht zu machen, ja auch auf solchen Bühnen mit Erfolg aufzutreten, wo man ihm keine italienisch sprechende Mitschauspieler zur Verfügung stellen konnte. Den von ihm vertretenen Rollen drückte er den von ihm gewollten, vom Herkömmlichen oft abweichenden Stempel auf, seiner eigensten Inspiration

und Auffassung folgend. Seine Mimik, unterstützt durch eine schöne Gestalt, so haben mich Augenzeugen versichert, sei sofort packend gewesen und so sprechend, und die Diktion so deutlich und ausdrucksvoll, dass auch der des Italienischen Unkundige ihn meist verstand. Leider hatte ich ihn nie gehört, und Gelegenheit hiezu schien wohl keine wiederzukehren, wiewohl Rossi kürzlich noch dem Rufe des kranken Kronprinzen Friedrich in San Remo Folge geleistet hatte. So wollte ich den grossen Künstler, nun eine der Berühmtheiten von Florenz, wohin er sich zurückgezogen hat, doch wenigstens sehen und ihn auch persönlich kennen lernen. Sein Buch sollte mir statt eines «biglietto di visita» den Zutritt zu ihm verschaffen. Ich nahm es unter den Arm und liess mich an einem schönen Abende zur Villa Rossi führen, die sich der nunmehrige Signor Commendatore vor kurzem inmitten eines prächtig gelegenen Grundstückes bei Montughi unweit von der Stadt gebaut hat. In einer Allee begegnete ich einer Dame mit einem Herrn. Ich stieg aus dem Wagen und wendete mich an jene, da ich in ihrem Begleiter, den Bildnissen nach zu urtheilen, Herrn Rossi nicht erkennen konnte, und da sie sich alsobald als dessen Gattin mir vorstellte, trug ich ihr mein Anliegen vor. Dabei ermangelte ich nicht, zu betonen, wie ich nicht allein Schuld trage an der von mir genommenen Freiheit, sondern auch ihr eigener Gemahl, der Autor des Buches, das mich zu keiner Ruhe kommen lasse, bis ich ihn zu begrüßen und ihm meinen Dank, mein «ossequio», für diese seinem Leserkreise gemachte Gabe darzubringen das Glück gehabt haben würde. Freundlich erwiderte mir Signora Rossi, dass sie ihren Mann werde rufen lassen. Ich wurde in das Empfang-

zimmer geführt, wo nach einigem Warten ihr Gemahl eintrat, um mich anzuhören. Er liess mich aber bald wieder mit seiner Frau und dem Fremden allein, denn er sollte noch seinem Baumeister wegen eines dringenden Geschäftes Gehör geben. — Jener Gast war ein aus früherer Zeit mit der Familie befreundeter junger Maler aus Barcelona, der sich kaum italienisch auszudrücken vermochte. Es machte ihm daher sichtliche Freude, als ich mich mit ihm über seine Vaterstadt in seiner Muttersprache unterhalten konnte. Der Signora gefiel dies auch, und so waren wir drei schon recht miteinander in Gespräch gekommen, als der Gemahl wieder eintrat und sich wegen seiner Abwesenheit bei mir entschuldigte. Seine Frau erzählte ihm alles, was sie schon von mir wusste, zu Hilfe kamen mir auch, als das Thema der Familie an die Reihe kam, einige Photographien, deren eine, die mir liebste, Rossi lange betrachtete, — meine wenige Kunst tat ein übriges.

So verschwand nach und nach auch die letzte Spur der anfänglichen Zurückhaltung, Rossi holte bald diesen, bald jenen Band aus seiner umfangreichen Bibliothek, um mich auf dieses oder jenes aufmerksam zu machen, mitunter eine Stelle recitirend. Nachdem ich einiges von den mir angebotenen Erfrischungen gekostet, nahm ich vergnügten Abschied, wobei sich Rossi die Wiederholung meines Besuches erbat und mir seine Frau ihre Zeiten für Frühstück und pranzo nannte, mit der Bitte, mich jederzeit als dazu eingeladen zu betrachten. Von Hause aus dankte ich nochmals für den gastlichen Empfang.

Auf Rossi, den früher bildschönen Mann mit prächtiger Stimme, drückt nun das Alter, war er doch siebenzehn

Jahre alt bei seinen ersten Versuchen, die in das Jahr 1846 zurückreichen. Er gehört also schon jetzt eigentlich als Künstler der Vergangenheit an und dürfte über kurz oder lang der Vergessenheit anheimfallen, was ihn schmerzt. Deshalb will er in seinen Schriften fortleben. Da ihm keine der europäischen Kultursprachen fremd ist, so kennt er die ganze Shakspeare-Literatur, was ihn veranlasste, sich in einer Biographie des Dichters zu versuchen. Und da ihm die bisherigen italienischen Übersetzungen des Caesar mangelhaft erschienen, so gab er eine neue heraus.

Adele Ristori ist öfters Rossis würdige Mitspielerin gewesen. Sie beide befinden sich nun in der glücklichen Lage, im Schosse ihrer Familie ihrer Musse zu leben. Das schöne Grundstück, welches sich Rossi zum Eigentum erworben hat und auf welchem er über die Hälfte des Jahres wohnt, lehnt sich an einen sanften Hügel mit bezaubernder Aussicht auf das Tal des Arno. Sich hat er eine geräumige Villa, seinen Bauern hübsche Wohnungen gebaut. Die Erdarbeiten haben Bruchstücke von Marmorbildern und eine Menge römischer Inschriften zu Tage gefördert, mit denen nun die Wände des Hofes geziert sind. Wahrscheinlich befand sich früher eine Nekropole daselbst.

Wohl zufrieden mit meinem abermaligen Aufenthalt in Florenz, schied ich von meiner Wirtin mit einem fröhlichen «Addio, Stella d'Italia», ihr überlassend, dies auf ihre Person oder das mir gegebene Obdach zu beziehen. Sie lachte dazu, eine gerade anwesende fremde Dame schaute etwas verwundert drein, ich bestieg den Omnibus.

Talabwärts dem Arno entlang über Empoli, dann in das Tal der Elsa einbiegend, trat ich einen weiten Umweg an, um Perugia zu erreichen, welches der krönende

Abschluss meiner Reise sein sollte. Die Anmut dieser dicht bewohnten toskanischen Landschaften ist unbeschreiblich. Gut, wenn der Mitreisenden nicht zu viele sind, um ungehindert bald nach links, bald nach rechts sich wenden zu können. Ungerne fahren wir nach Ankunft an der Station Poggi Bonsi weiter. Denn von hier aus wäre nach bloss zweistündiger Wagenfahrt das westwärts gelegene Volterra zu erreichen, dessen noch vorhandene Bauten aus etruskischer Zeit eines Besuches in hohem Grade wert sind. Wir hegen die Hoffnung, dass dieser nur aufgeschoben sei, und geben für heute dem mittelalterlichen Siena den Vorzug, wo wir nachts um zehn Uhr ankommen und in einem steilen, düstern Gässchen unser Quartier aufsuchen. Man glaubt sich in der Tat nach Toledo versetzt. Auch das Albergo Scala trägt dazu bei. Doch uns gefällt dies. Die Betten, wie überall in Italien, Brot, Eier, Wein sind so gut wie in jedem Gasthofe ersten Ranges, der Verkehr im Hause ist ein ungezwungener, und — «last, not least» — die Gesellschaft ist eine durchaus ungemischte, ich meine, man hört weder ein «yes» noch ein «ja». Zwar, wie gross war meine Ueberraschung, als ich im Fremdenbuche als unmittelbar vor mir Eintreffene zwei meiner jüngern Mitbürger eingeschrieben sah.

Es wurde recht heiter im dunkeln Speisezimmer, als wir uns darin am nächsten Morgen so unerwartet begegneten. Nach der ersten Begrüssung trennte man sich, damit jeder ungestört und nach seiner Wahl den Sehenswürdigkeiten nachgehe. Unterhaltend war dann bei den Mahlzeiten der Gedankenaustausch über das Gesehene und Empfundene. Solche Pausen waren überdies willkommen, da die an

Kunstdenkmälern und Eigentümlichkeiten überaus reiche Stadt und die hügelige Anlage der letzteren an den Körper sowohl wie an den Geist ungewöhnliche Anforderungen stellen.

Sehr ermüdend ist es auch, wenn bei der Besichtigung das Auge gar zu oft sich im gedruckten Führer Aufschluss holen muss. Es ist daher ratsam, sich mit ihm schon zu Hause vertraut zu machen. Auf ihn muss ich nun auch diejenigen unter meinen Lesern verweisen, welche Einlässlicheres über all das von mir Gesehene zu wissen wünschten. Einmal ginge dies über meine Absicht hinaus, und dann getraue ich mir nicht zu, ihnen eine Belehrung zu bieten, die sie sich weit besser auf anderm Wege verschaffen können. Man kann nicht umhin, beim Betrachten von Werken der Kunst (und wo fänden wir sie in Italien nicht überall auf unserm Wege?) auch die eigene Kritik bis zu einem gewissen Grade, wenn auch nur schüchtern, walten zu lassen, und da mag es in mehr als einer Hinsicht besser sein, wir halten mit der unsrigen zurück. Hingegen möchte ich dem Beschauer raten, sich nicht allzu sehr durch Anderer Urteil imponiren zu lassen. Der wahre Genuss lässt sich nicht aufdrängen. Es ist dies bei gewisser Musik nicht anders. Wie es mit der Unfehlbarkeit oft renommirter Kunstkritiker bestellt ist, entnehmen wir z. B. heute aus Lermolieffs (Senator Morelli in Mailand) Schriften. Übrigens sind diejenigen Schöpfungen, welche auf meinen nunmehrigen kleinern Wanderungen im «bel paese» meine Sinne zumeist gefangen halten, aller Kritik entrückt, denn sie sind nicht von Menschenhand geschaffen, und so kann ich sie ohne Rückhalt bewundern. Nur bedaure ich dabei,

dass, um sie noch besser geniessen zu können, meine Kenntnisse in Erdkunde und Botanik nicht weit genug reichen. Auch auf andere Gebiete erstreckt sich leider dieses Bedauern, namentlich auf das der Geschichte, mit deren Hilfe jede Ortschaft, ja sogar unscheinbare Mauerreste für uns interessant werden. Und was die Bauwerke aller Zeiten betrifft, wie sehr möchten wir oft wünschen, wir verständen mehr von der Baukunst, welche uns nicht nur ein Stück Kunst- und Zeitgeschichte aufrollt, sondern ebenso wie die Kunst der Malerei den Sinn für die bildenden Künste in uns weckt und ausbildet. Lebhaft habe ich meine Unkenntnis in Sachen der Baukunst in Umbrien empfunden, das reich ist an höchst bedeutenden Bauwerken. Sie sind bis jetzt dem reisenden Publicum weniger bekannt als die Erzeugnisse der Malerei daselbst und verdienen doch eine gleichberechtigte Beachtung. Dem Reisenden entgeht viel Genuss, wenn er an den vielen Bauwerken, welche so bequem am Wege liegen, gleichgültig oder verdrossen vorübergeht, weil er nicht in der Lage ist, sie zu würdigen oder ihnen ihre Stelle in der Kunstgeschichte anzuweisen.

Und welches Genusses ferner gehen wir verlustig, wenn uns die Bewohner des Landes fern bleiben? Bezüglich der Sprache, da kann uns kein Bädker helfen, wenn er uns auch den Mangel anderer Kenntnisse ersetzen mag. In Italien ist es besonders lohnend der Landessprache mächtig zu sein. Für uns Basler empfiehlt es sich auch in anderer Hinsicht, sie zu erlernen, sie, die unserm Ohr klingt wie Musik. Das Organ dazu besitzen wir alle. Es ist dasselbe Organ, dessen wir uns für unsere eigene Sprache bedienen, nur dass wir es bei uns auf oft nach-

lässige Art handhaben, während wir zu einer sorgfältigeren Behandlung desselben genötigt sind, sobald es sich um italienische Laute handelt. Dies ist der Grund, warum ich die Erlernung der italienischen Sprache, oder auch einer romanischen überhaupt, bei unserer Jugend befürworten möchte.

Keiner von uns wird in Abrede stellen, dass unser altehrwürdiger, durchaus nicht an sich unschöner alemanischer Dialekt sehr oft hässlich ausgesprochen wird. Dem könnte zwar direkt durch Schule und Haus, zum Teil wenigstens, begegnet werden. Aber es geschieht nicht, oder doch nicht hinlänglich.*) Ein indirektes, sehr wirksames Mittel zu einer bessern Aussprache erkenne ich nun im frühen Erlernen einer fremden, namentlich einer romanischen, sagen wir hier der italienischen Sprache. Unsere eigene Sprache nimmt nämlich unsere Sprechorgane immer nur in Einer Weise in Anspruch, wobei Gleichgültigkeit und Nachlässigkeit leicht sich einschleichen. Dadurch entstehen und behaupten sich fast überall die örtlichen, ja oft die nach Familien sich unterscheidenden Accente. Müssen wir aber eine fremde Sprache sprechen lernen, so wollen wir sie auch richtig aussprechen. Da kommen wir mit unserer bisherigen Zungengymnastik

*) Vor 150 Jahren schrieb in Frankreich der Kinderfreund Ch. Rollin: «Il est nécessaire d'étudier les défauts de langage et de «prononciation qui sont particuliers à chaque province, et même aux «villes qui se piquent le plus de politesse, pour les faire éviter aux «enfants.» — Und in den «Eléments d'un cours de lectures» unseres unvergesslichen Vinet lesen wir: «Que la mère surveille à leur naissance le bredouillement, la précipitation, le ton chantant, le glapissement, la mauvaise ponctuation, les intonations arbitraires, les «tics de toute espèce»

nicht aus. Es kostet uns Mühe, unsere Sprechorgane den neuen Lauten anzubequemen, wir lassen uns die Mühe nicht verdriessen, und so werden die Sprechorgane, die Zunge namentlich, geschmeidiger, sie funktionieren bestimmter und rascher, und es stellt sich schliesslich heraus, dass diese Angewöhnungen auf die Aussprache unserer Muttersprache günstig zurückwirken und wir unwillkürlich frühere Roheiten und Makel mehr oder minder abgelegt haben. Wenn wir zum Beispiel im Französischen keine Silbe mehr betonen dürfen als eine andere, wenn wir in den italienischen Diphthongen *au, ai, ei, eu* keinen der Vokale mehr dehnen dürfen als den andern, es auch unstatthaft wäre, wenn wir auf ihnen so ungebührlich lange verweilten, wie man es oft bei uns hört, wenn wir, wie die romanischen Sprachen es verlangen, behufs eines feinen Anschlags der Zahnlaute *d, t, n, s* die Zunge möglichst nahe an die Vorderzähne bringen müssen und ja nicht an den Gaumen (*palais*), wenn wir, was im Italienischen und auch im Englischen nicht anders sein darf, das *r* mit der Zunge anzuschlagen uns angewöhnen müssen, wenn wir endlich, um uns nicht bloss zu stellen, die rasche Rede des Italieners und Franzosen in einem möglichst annähernden Tempo erwiedern sollen, wenn wir all dies erreichen, wenn auch nicht ganz, so wird bei uns von selbst z. B. das hässliche allzulange Verweilen auf gewissen Silben, das ungebührliche Dehnen gewisser Vokale, als ob man sie aus dem hintersten Kehlkopf holen müsste, das übermässige Öffnen des Mundes, das träge Sprechen und anderes Unschönes mehr verschwinden. Da nur Übung den Meister macht, so ist das laute Lesen der Bücher in fremden Sprachen sehr zu empfehlen. Wie gesagt, unsern

Dialekt trifft keine Schuld; wenn er oft unerträglich klingt, suche die oder der Betreffende die Schuld an sich selbst; man hört ihn öfters ganz hübsch sprechen, und zwar nicht nur von solchen, welche auf Reisen oder zu Hause fremder Sprachen sich bedienen zu müssen genötigt sind. Es soll uns kein Trost sein, dass wir in der übrigen Schweiz und in Deutschland, wo vielfach noch das Näseln hinzukommt, der Mitschuldigen genug haben, ja dass auch Engländer und Franzosen, je nach der Gegend, aus welcher sie stammen, bisweilen unschön sprechen. Uns Menschen trifft eben im allgemeinen der Vorwurf, dass wir eine der schönsten Gaben, die uns der Schöpfer geschenkt hat, nicht nach Gebühr würdigen und pflegen und nicht genug bedenken, wie unsere Gedanken und Begriffe von unserer Sprache unzertrennlich sind, wie sie sich gegenseitig decken, wie ein unvollkommenes Sprechen mit einem unklaren Denken meist zusammenhängt, und umgekehrt, wie also die Sprache auf ein reines Gewand Anspruch hat. Dieses Gewand sollen die Einwohner von Siena in ganz besonderem Grade rein erhalten. Allerdings kam es auch mir so vor, aber mir fiel es auch im übrigen Toskana und so im Römischen auf, wie schön und korrekt und deutlich das Volk spricht. In Rom pflegte ich mich deshalb gerne vor den Schaubuden aufzuhalten, um die Lobpreisungen ihres Inhalts durch die Besitzer anzuhören. Noch erinnere ich mich eines jungen Weibes, deren Sprache in jeder Hinsicht muster-gültig war. In Siena fand ich ein ihr entsprechendes Gegenstück in einem Kerl, der einen grossen Kreis um sich versammelt hatte, welchem er mit einer Rednergabe ohne Gleichen und entsprechenden Geberden ein gewisses

Büchelchen empfahl. Es sei hier noch erwähnt, dass in Toskana, wo im allgemeinen ausser der Milde des Klimas auch der milde Charakter der Bevölkerung gerühmt wird, sich einige Gegenden und Städte nicht nur durch die Reinheit der Sprache auszeichnen, sondern auch durch die Eleganz der Rede und der in ihr zu Tage tretenden Feinheit der Gefühle. Es ist nicht so lange her, dass die Italiener selbst der Sache eine grössere Aufmerksamkeit geschenkt haben und noch schenken, so sehr, dass ihre gewiegtsten Schriftsteller, um ihre Sprache frisch zu erhalten, zeitweilig nicht nur in Florenz sich aufhalten, sondern vorzugsweise das Landvolk im Pistojesischen aufsuchen, dessen Rede an hübschen Wendungen und zarten Bildern von einem Reichtum ist, über den wir hier diesseits der Alpen erstaunen. Man lese darüber den Aufsatz «il vivente linguaggio della Toscana» in den «pagine sparse» von De Amicis.

Nun wird man mir vielleicht in Bezug auf die gleichzeitige Erlernung oder Pflege unserer deutschen und einer oder zweier romanischer Sprachen einwenden, dass die Muttersprache darunter leiden müsse. Ich erwidere darauf, dass dies vermieden wird, wenn man der Sprache überhaupt denjenigen Aufwand an Zeit und Sorgfalt opfert, welcher ihr im Hinblick auf ihre Wichtigkeit gebührt. Hiezu aber ist erforderlich, dass man sich der Einsicht nicht verschliesse, wie günstig die Pflege der Sprachen auf unsere geistige Entwicklung zurückwirkt. Das Wort Karls des Fünften: «L'homme qui parle deux langues, vaut deux hommes» enthält viel wahres.

Die Gegend um Siena ist von grosser Anmut. Fühlte ich mich vom Beschauen der Gemäldegallerien er-

müdet, so erfrischte mich eine Spazierfahrt in dem leicht gewellten, mit Villen und Bauerhöfen dicht besäeten Hügelland, einen kundigen Begleiter an der Seite. Im Sommer mieten sich viele Engländer in jenen ein, um der Hitze zu entweichen. Wer nur mässige Ansprüche an Komfort macht, lebt daselbst gut und billig zugleich, und wem noch edlere geistige Zerstreuung Bedürfnis ist, findet des Anregenden in der weitem Umgegend, wo manches auftauchende Gemäuer unsere Neugierde weckt, wie in der nahen Stadt genug.

In der Accademia delle belle arti suchte ich den Direktor Herrn Luigi Mussini auf und sein Fräulein Nichte, letztere mir wohlbekannt von der schönen Zeit her, als das liebliche Schwesternpaar unter uns wohnte. Der gute Onkel, sehr leidend, der, wie mir schien, wegen meiner sich in seiner Ruhe hatte stören lassen, wollte sich bei mir entschuldigen, dass er mich nicht selbst in den Sälen herumführen könne. Für den freundlichen Empfang, den er und Fräulein A. mir bereiteten, bin ich jetzt noch dankbar. Der so pflichtgetreue Vorsteher starb leider bald darauf.

Gerne würde ich mit dem Leser noch auf der Piazza Vittorio Emanuele verweilen, welche mit keinem andern Platze zu vergleichen ist und deren Niveauverhältnisse ich den jetzt mit unserm Marktplatze sehr geplagten Lencern unseres Bauwesens nicht gerade zur Nachahmung empfehlen möchte, oder ihn zum Dom führen, dessen Fussboden mit den schönsten graffiti bedeckt ist, oder zur Fonte Branda, auch ihn durch via Cavour und via Ricasoli begleiten, oder zum bescheidenen palazzo, wo die Vorfahren unseres hoch und werthgeschätzten Aesculaps, Faustino und Laelio Socini noch in effigie zu sehen

sind, dann käme ich nicht mehr aus Toskana heraus, und ich wollte ja nach Umbrien reisen. Also auf nach Orvieto!

Wie zürnenden Blickes schauen Asciano, Montepulciano, Chiusi, aus weiterer Ferne auch Pienza und Città della Pieve auf den Reisenden herunter, der schnöde an ihnen vorbeifährt. Übrigens ist es auch dunkel geworden. Spät in der Nacht schon besteige ich ohne meinen Koffer, dafür mit einem mir Unbekannten eine schon längst ausrangirte Kutsche an der Station Orvieto, um zu der eine Stunde davon entfernten Stadt hinaufzufahren. Halbwegs am Berge wird vor einem geschlossenen Tore gehalten. Nach einigem Läuten wird geöffnet und wir fahren von den Dienern des städtischen Octroi nicht belästigt weiter und gelangen endlich in die Stadt selbst, wo ich im albergo d'Italia abgeliefert werde.

Früh am Morgen mache ich mich auf, um zu sehen, wo ich mich eigentlich befinde. Orvieto liegt auf einem von allen Seiten isolirten und mit Ausnahme einer einzigen Stelle senkrecht abfallenden Kegel von vulkanischem Tuff. Jedem Eisenbahnreisenden muss schon von ferne die Lage sehr auffallen. Der an sich unbedeutende Ort erfreut sich eines gewissen Wohlstandes, dessen Quelle der Landbau in dem vom Paglia, einem Zuflusse des Tiber, durchströmten Tale ist. Seine Anziehungskraft für den Fremden besteht hauptsächlich in seinem Dome, dessen Fassade in italienischer Gotik mit Recht weltberühmt ist. Leider war das Innere in voller Reparatur begriffen, so dass ich ausser den nahe beim Eingange befindlichen Fresken des Luca Signorelli und des Fra Angelico nichts sehen konnte. Neben der deutschen und der französischen lasse ich mir sehr gerne auch die mit allerlei Zutat geschmückte italie-

nische Gotik gefallen, auf welche meines Erachtens mit Unrecht bisweilen vornehm herabgesehen wird. Wie viel reizloser würden alle Gebiete der menschlichen Tätigkeit werden, wenn man Variationen, Mischungen, Übergänge und das Entlehnen in der Art verdammen würde, wie es Puristen und Pedanten am unrechten Platze oft tun! Orvieto kann sich ferner rühmen, einen der merkwürdigsten Brunnen zu besitzen in dem 60 Meter tiefen Pozzo di S. Patrizio, zu dessen Wasser zwei in den Fels gehauene spiralförmige Gänge hinabführen, der eine für die Hinab-, der andere für die Hinaufsteigenden. Infolge des grossen Durchmessers dringt die Tageshelle auf den Boden und in die Gänge. Wo in alten Zeiten das Kastell war, befindet sich nun der öffentliche Garten und das zu modernem Sport eingerichtete Amphitheater. Ausser der herrlichen Aussicht erquickte mich dort ein Trunk besten Wassers, denn so bescheiden im Übrigen der Habitus des Ortes ist, so huldigen auch hier seit der Emanzipation von der päpstlichen Regierung die Einwohner dem Fortschritt und haben sich z. B. durch eine Zuleitung aus dem nahen Gebirge gutes Trinkwasser verschafft, denn der alte Pozzo dient nur noch zur Speisung der Lokomotiven. Und in neuester Zeit, wie ich seit meinem Besuch bemerkte, haben sie das Städtchen mittelst einer Drahtseilbahn mit der Talsohle verbunden, wohl nicht den spärlichen Reisenden, sondern sich zu lieb, denn sie entschädigt für die der Industrie abholde Lage die zu ihren Füßen liegende Erdscholle. Sie soll so fett und «fogosa» sein, dass sie den Stalldünger fürchte.

Da es gerade Sonntag war, so hatte ich gute Gelegenheit, mir die Bevölkerung anzusehen. Die Strassen

der Stadt wimmelten von Landvolk, der Corso von Städtern. Vergeblich aber spähte ich nach den laut Gsell-Fells so schönen Orvietanerinnen, mit welchem Epitheton jener Herr überhaupt es nicht sehr genau zu nehmen scheint, denn er sieht der schönen Frauen an gar vielen Orten. Ich glaube, in Italien gehöre die Palme der Schönheit, wie oft auch anderswo, im grossen und ganzen (ich muss mich hier behutsam ausdrücken) der von Luft und Licht nicht abgeschlossenen ländlichen Bevölkerung, wofür ich zum Beweise die schönen Gestalten auf Giorgiones und Anderer Bildern aus früherer Zeit und die heutigen «Bálie» mit ihren Babies auf den Promenaden zu Rom und Mailand anführen möchte.

An den vielen Bäuerinnen, welche der Festtag nach Orvieto geführt hatte, fielen mir hauptsächlich die ungemein schweren Schuhe auf mit einem Nagelbesatz, wie wir ihn etwa bei Alpenclubbisten kennen, vielleicht zur Abwehr von Vipern. Von Statur klein, sahen sie gesund und an harte Arbeit gewöhnt aus.

Über die Mittagsstunde begab ich mich zu einiger Ruhe auf mein Zimmer. Nun war aber dasselbe nur durch eine schlecht schliessende Türe von dem daran stossenden Salotto getrennt, in welchem eine fröhliche Gesellschaft mit Gesang und Klavierspiel ihre Kurzweil trieb. «Alla bella libera», wie in diesem Lande erlaubt, machte ich, aus meinem Zimmer tretend, den Leuten meine Aufwartung und bat sie um Erlaubnis, als Musikfreund ein Zuhörer sein zu dürfen, was mir sofort freundlich gestattet wurde. Die Gesellschaft bestand aus Ältern und Jüngern beiderlei Geschlechts. Ich nahm meinen Platz neben einer schwarz gekleideten stattlichen Matrone, die eine beson-

dere Autorität auszuüben schien. Plötzlich, von ihrem Sitze aufstehend, kommt ein formvollendetes blühendes Mädchen auf mich zu, ohne irgend welches Praeambulum vor aller Gesellschaft mich fragend, welches Alter ich ihr wohl gebe. In den Ring tretend und mich nicht lange besinnend, glaubte ich dem jugendlichen Aussehen der Fragestellerin ein Kompliment zu machen, als ich mit fünfundzwanzig Jahren herausrückte. Ein schallendes Gelächter platzte mir von ihrer Seite und der übrigen Gesellschaft als Antwort entgegen. «Weit gefehlt» (*sbagliato!*) rief sie mir zu, «fünfzehn Jahre». Doch ich hatte die Genugtuung, dass sie mich dagegen zu jung taxierte. Dieses junge Blut war bereits verlobt. Sie war die Tochter meiner Nachbarin, welche ich danach fragte, denn ich hatte inzwischen bemerkt, wie ihre Hand mit derjenigen eines neben ihr sitzenden hübschen jungen Mannes verschlungen war, dessen Bekanntschaft ich am frühen Morgen schon bei der Besichtigung des Domes gemacht hatte. Es waren Leute aus der toskanischen Maremma, welche zu einem Sonntagsausfluge hergekommen waren.

Die für mich bedeutendste Merkwürdigkeit Orvietos sollte mir für den Nachmittag aufgespart werden. Etruskische Gräber nämlich hatte ich noch keine gesehen. Bis jetzt kannte ich nur die allerdings höchst interessante etruskische Sammlung im Museo civico in Bologna. Unter einer dichten Humusschicht ausserhalb der Stadt liegt eine etruskische Nekropole im Tuff verborgen. Durch tiefe Einschnitte in diese Schicht, in welcher Kohlen und Knochenreste erkennen lassen, wie viele Wechselfälle der Ort mag erlitten haben, gelangt man zu Grabkammern von quadratischer Form, hoch genug dass man bequem

darin stehen kann, mit spitz zulaufender Decke, das Zimmergebälke eines Daches nachahmend. An zwei Seitenwänden, rechtwinklig zu einander, bemerkt man zwei erhöhte Lager, auf welchen mit oder ohne Sarkophag die Leichname des Ehepaars ruhten, oder auch nach deren Verwesung oder Verbrennung deren Überreste in Aschenkisten und Urnen von Stein oder Stuck aufbewahrt wurden. Schon in früheren Jahrhunderten wurden diese Gräber durchstöbert. Was sich in neuerer Zeit noch vorgefunden hat, befindet sich nun im Museo municipale. Aus den dort befindlichen Terracotten, Steinbildnissen und Bronzen empfing ich einen ersten Eindruck von etruskischer Bildnerie. Später davon noch ein Mehreres.

Auch in Orvieto hatte ich bald meinen Begleiter gefunden, einen freundlichen Mann von sanfter Gemütsart. Am folgenden Morgen bei Prachtwetter führte ein Zweispanner ihn und mich den Berg hinab, das kaum betretene Umbrien wieder verlassend, und dann wieder bergauf nach der Richtung des lago di Bolsena, jenes ungeheuern Kraters, der nebst dem Meere so mächtig dazu beigetragen hat, vor undenklicher Zeit diesem Teile Italiens seine jetzige Gestalt zu geben. Wie glücklich fühlte ich mich in dem Zwiegespann, mitten in dem üppigen Grün der taubenetzten Hecken am Wege, meiner Freiheit nicht beraubt zu sein. Durch Finslers Buch «Aus der Mappe eines Fahrenen» war ich auf Viterbo aufmerksam gemacht worden. Dorthin ging nun meine Fahrt. Allmählig führte sie auf eine baumleere Hochebene, deren geologische Formation deutliche Spuren vulkanischer Vorgänge zeigte. In der Niederung wird die Gegend wieder eine freundliche. Bolsena, am See

gleichen Namens, rechts lassend, und ebenso das auf hoher Warte thronende Montefiascone, bedauert man, schon nach bloss vierstündiger Fahrt Viterbo in der Ferne zu erblicken, zu welchem der bewaldete Monte Cimino einen schönen Hintergrund bildet. Villen und Gärten zu beiden Seiten der Strasse künden die Nähe des bedeutenden Ortes an, wo seit der politischen Umgestaltung Reinlichkeit und Betriebsamkeit eingezogen sind.

Die Fruchtbarkeit seiner Umgebung, die zentrale Lage in einer Ebene, ein Reichtum an Wasser, wie ihn kaum Rom oder Brescia besitzen, die vielen grossenteils noch unbenützten Schwefelthermen sichern der Stadt eine versprechende Zukunft. Im Hinblick auf diese baut man schon jetzt einen grossen Gasthof neuen Stils, den ich jedoch nicht vermisste, denn im Angelo war ich recht gut aufgehoben. Eine kürzlich gegründete Hypothekenbank soll den Unternehmungslustigen unter die Arme greifen.

Dass Viterbo eine bedeutende Vergangenheit hat, ersieht man aus der Menge alter, stattlicher Wohnungen mit den in Stein ausgehauenen Wappenschildern der Besitzer, einigen Kirchen und öffentlichen Gebäuden, die zwar einer Restaurierung harren, indessen nebst den vielen Brunnen, Gässchen, Plätzen, auch Loggien und Höfen der Stadt einen gewissen Stempel geben, der mich an das freilich in dieser Hinsicht noch weit reichere Sevilla erinnerte. Die in Blumen gehüllten Balkone der andalusischen Hauptstadt mit den halb versteckten Stafagen, Malern und Dichtern gleich willkommen, fehlen zwar hier. Dagegen kann sich Viterbo rühmen, seine Helena gehabt zu haben, in einer überaus schönen Galiana, um deren Hand ein römischer Jüngling vergeblich geworben

hatte. Die Römer, darob erzürnt, zogen vor die Stadt. Sie konnten jedoch damit beschwichtigt werden, dass ihnen Galiana die Gunst gewährte, sich ihnen von den Mauern herab zu zeigen, ihr Antlitz zu schauen.

Wer denkt dabei nicht unwillkürlich an die bekannte Stelle aus der Iliade, IV, 156?

Das Andenken an diese viterbensische Helena der Nachwelt zu überliefern und ihr seine Dankbarkeit zu bezeugen, liess der Magistrat an der Aussenseite der Kirche von St. Angelo einen römischen Sarkophag mit der Eberjagd des Meleager und darunter eine Tafel mit folgender Inschrift einmauern:

«Galianae patriciae viterbensi, cujus incompa-
 «rabilem pulchritudinem insigni pudicitiae junc-
 «tam sat fuit vidisse mortales, consules ma-
 «jestatis tantae foeminae admiratione honoris
 «ac pietatis monumentum hieroglyphicum ex-
 «cusum pecunia publica posuerunt, 1138.» *)
 «Flos et honor patriae, species pulcherrima
 «rerum

In den noch folgenden dreizehn Hexametern wird Roms und ganz Etruriens Trauer über den Verlust der Galiana geschildert.

*) Ihre Mitbürgerin Galiana, deren unvergleichliche mit höchster Ehrbarkeit gepaarte Schönheit gesehen zu haben den Sterblichen genügte, zu ehren und an sie zu erinnern, haben die Räte der Stadt Viterbo aus Bewunderung und Ehrfurcht für ein solches Weib dieses Denkmal aus öffentlichen Geldern errichtet. 1138.

Diese Inschrift stammt aus dem Jahre 1549 und ersetzte die alte, welche der damals zusammenstürzende Glockenturm mit dem Sarkophag unter seinen Trümmern begrub. Der Sarkophag befand sich früher unter dem Kirchenportal.

Es ist der Chronist Della Tuccia, welcher um 1450 diese Legende schriftlich aufgezeichnet hat. Er seinerseits entnahm sie den lateinischen Chroniken des Lanzillotto (1200—1250). Ich lese dies in einer umfangreichen Geschichte der Stadt Viterbo, deren erster Band 1887, der zweite, bis 1291 reichend, 1889 in Rom erschienen ist, und welche wertvolle bis jetzt unbekannte Dokumente enthält. Der Autor ist der Cavaliere Cesare Pinzi, welcher die Geschichte «seiner Vaterstadt» widmet. Ihm und ihr gereicht sie zum Ruhme.

In dem antiken Sarkophag, welcher oberhalb dieser Inschrift eingemauert ist, wurden die Gebeine dieser leider sterblichen Venus, um den Ausdruck eines der Hexameter zu gebrauchen, beigesetzt. Die marmornen Skulpturen am Sarkophag (dieser selbst ist aus Peperin) stellen die Eberjagd des Meleager vor, weshalb das Wort «hieroglyphicum» in der Inschrift.

Die etruskische Kultur, um nicht vielleicht zu absolut «das Volk der Etrusker» zu sagen, hat reichliche Spuren im ganzen Striche von Viterbo bis Corneto, dem ergiebigsten aller Fundorte, am tyrrhenischen Meere, zurückgelassen. Was ich von derselben im dortigen Museum sah, bestand wie in Orvieto aus meist roh gearbeiteten Bildern aus Stein oder gebranntem Ton, mit Anklängen an ägyptische oder orientalische Kunst. Weit interessanter wäre für mich ein Blick in die Sammlung des Herrn Bonifazio Falcioni gewesen, deren Finsler in seinem Buche erwähnt. Den Eingang zu ihr mir zu verschaffen, nahm ich das Buch zur Hand und ging damit zu Herrn Falcioni, welcher mit Landesproducten handelt. An einen Maisack gelehnt, empfing er mich sehr kühl. Von seiner

Sammlung sprach er abfällig, bis ich ihm schwarz auf weiss die für ihn sehr schmeichelhafte Erwähnung seines Namens in dem jenseits der Alpen rühmlichst bekannten Werke dartat. Er verriet ein sichtbares Gefallen, als er sich mit Hilfe des Nasenklemmers von der Richtigkeit meiner Aussage überzeugte, und führte mich ohne weitere Abwehr in das obere Stockwerk, selbst alle Fensterläden der vielen Zimmer öffnend, welche seine Schätze enthalten. Denn Schätze waren es, welche ich da zu sehen bekam, solche, von denen ich keine Ahnung gehabt hätte. Aus verschlossener Gewahrsame holte der Besitzer die auf Sammetunterlage ruhenden etruskischen Goldgeschmeide hervor, so blank und unversehrt, als wenn sie eben erst aus der Werkstätte gekommen wären, Halsketten, Ohrgehänge, Spangen, Brust- und andere Nadeln, Siegelringe, Münzen, ja einen Kranz aus Laubgewinde, welcher einst einen Schädel schmückte; alles von so feiner Arbeit, dass man für gewisse Gegenstände des Vergrösserungsglases bedarf, um sie vollkommen zu würdigen. Selbst die kleinsten Teile sind nämlich durch Lötung zusammengefügt, da wo Ciselirung nicht angewendet wurde. Unwillkürlich stieg der Gedanke an asiatischen Ursprung in mir auf, und ich wurde in ihm bestärkt durch gewisse in allen Farben schimmernde Emailkugeln oder Perlen, welche zu Halsketten dienten und laut Aussage des Genfer Professors Fol,*) eines Freundes von Herrn Falcioni, babylonischen Ursprungs wären. Die übrigen Altertümer der grossen Sammlung, eines wahren Museums, entsprachen demjenigen, was ich bereits schon gesehen hatte

*) Professor Fol, seither in Spoleto gestorben, hat noch zu Lebzeiten seine Sammlungen der Stadt Genf geschenkt.

und später noch sehen sollte. Der Besitzer war als Einheimischer in der glücklichen Lage gewesen, noch bevor die Konkurrenz eine zu grosse wurde, die in den Gräbern gehobenen Schätze verhältnissmässig billig an sich bringen zu können, während jetzt das Ausland enorme Preise dafür bezahlt. So wurde kürzlich, wie mir der deutsche Vermittler selbst erzählte, ein vollständiger Goldschmuck mit Fr. 18000 erstanden. Beim Abschied wünschte Herr Falcioni den Titel meines Buches zu kennen. Ich sandte ihm dasselbe von Basel aus mit einigen Worten der Anerkennung für seine Bestrebungen, die Altertümer seiner Heimat zu erhalten, wofür er mir freundlich dankte.

Den Abend jenes Tages widmete ich dem modernen Viterbo. Der trefflich gehaltene Stadtgarten zeigt, was sich in diesem gesegneten Lande in kurzer Zeit schaffen lässt. In Mitte eines vom üppigsten Rosenflor umgebenen Platzes sind die Bildnisse Victor Emanuels und Cavours aufgestellt, zu denen ein Adler, das Wahrzeichen der Stadt, als zu ihren Befreiern hinaufschaut. Für die mir etwas fehlende Musik traten zahlreiche Nachtigallen in die Lücke.

Mein treuer Begleiter sorgte dafür, dass ich früh am nächsten Morgen nicht ohne Frühstück den nach dem Tibertal fahrenden Eisenbahnzug, welcher seit kurzem Viterbo mit Attigliano verbindet, besteigen konnte. Heute galt es ein Grosses zu tun, nämlich unbeirrt durch die am Wege ertönenden Sirenengesänge auf das von mir so lange schon ersehnte Perugia loszusteuern. Ich glaubte von einem schönen Fleck Erde zu scheiden, aber kein Zoll der heute von mir zurückzulegenden Strecke sollte ihm weder an Schönheit noch an Anziehungskraft nachstehen. Bald nachdem die Bahn die reich be-

baute Ebene um Viterbo verlassen hat, zieht sie sich in vielen Windungen durch den zu der Römer Zeiten gefürchteten ciminischen Wald. Das Auge freut sich der malerischen Motive in dem wilden Durcheinander der Eichen, des Unterholzes und der Bäche, und die Sonne erhöht den Farbenkontrast des jungen saftigen Grüns, der rötlichen Erde und des blauen Himmels. Man glaubt kaum, in einem Eisenbahnwagen sich zu befinden. Da ich meinen bescheidenen Begleiter, den ich mir das Vergnügen gemacht hatte, bis ins Tal mitzunehmen, nicht vermocht hatte, dass er sich, obschon ich ihn frei hielt, in meine Wagenklasse setze, so ging ich unterwegs in die seinige, wo ich ihn in lebhaftem Gespräch mit einem Bauersmann begriffen fand. Die Gesellschaft dieses «popolano» war mir erwünscht. Er rühmte mir, wie sehr alles in Italien seit dessen Einigung besser geworden sei. Vorher wären sie nichts gewesen und von jedermann verhöhnt, so lange der Papst das Regiment führte und die Franzosen ihm halfen. Nun wären sie stark, besäßen eine Armee und eine Flotte, und wie die Preussen vor 18 Jahren, so wollten sie das nächste Mal nach Paris gehen, u. s. w. Schade, dass Emilio Castelar, welcher die Solidarität der lateinischen Rassen als Zukunftsbild aufstellt, dieses grosse Kind, wie ihn De Amicis nennt, bei diesem Gespräche nicht zugegen war. In Attigliano verabschiedete sich mein Begleiter von mir mit vielen Worten des Dankes; «lei è tanto buono», sagte er mir, u. a. Dieses Prädikat dürfte vielen dieser popolani beizulegen sein, wollte doch der mit dem Gepäck Beauftragte in Viterbo keine «mancia» von mir annehmen, sondern gab mir statt dessen die Hand zum Abschied.

In Attigliano an der Station hatte ich volle Zeit den Anblick des eigenartig geformten Gebirges am rechten Tiberufer zu geniessen, wo ein altersgrauer Ort, Soriano, eine unnahbar scheinende Höhe krönt. Hier, sagte ich mir, hat Nicolas Poussin, der phantasievolle Landschaftsmaler, sich inspiriren lassen.

Kaum hat man den Eilzug bestiegen, so verlässt man ihn wieder in Orte, um in dem von Rom kommenden Zug in das Tal der Nera einzumünden. Sobald der Tiber überschritten ist, befindet man sich in Umbrien.

Mit einem Gefühl, ähnlich demjenigen, das ich bei der ersten Fahrt über den Gotthard empfand, genoss ich des Anblickes so vieler, bis jetzt mir unbekannt gebliebener Örtlichkeiten, deren Namen oft an mein Ohr geklungen, deren Bilder oft Wünsche in mir erweckt hatten, die ich nun endlich, wenn auch nicht in ihrem ganzen Umfange, befriedigen sollte. Der Nera entlang erreicht man das von hohen bewaldeten Bergen eingeschlossene Narni. Freundlich präsentiert sich die Stadt auf ihrem Fels, unfreundlich hingegen schauten zwölf paarweise aneinander gefesselte Männer darein, welche an der Station ausgeladen wurden, um im dortigen Staatsgefängnisse unschädlich gemacht zu werden. Die Physiognomie eines derselben verriet in jedem Zuge den Mörder und schwebt mir jetzt noch vor den Augen. Sie kamen aus dem Neapolitanischen, wo leider die Bevölkerung sowohl physisch als moralisch von derjenigen im übrigen Italien im ganzen grell absticht. Ob Reste von Griechen- und Sarazenenblut, wie einige meinen, daran Schuld sind, lasse ich auf sich beruhen. Gewiss ist, dass die langjährige Missregierung der Bourbonen auch dafür anzu-

klagen ist. Doch gibt es nach meiner eigenen Erfahrung unter dem Landvolke um Sorrent herum recht ordentliche Leute, und so auch noch in andern Gegenden. Man sollte sich überhaupt davor hüten, in Bausch und Bogen ein Urteil über die Individuen einer Nation zu fällen, wenigstens was unser Zentral- und West-Europa betrifft. Ich kann mich daher durchaus nicht damit einverstanden erklären, wenn Werner Sombart*) in seinem Buche «Die römische Campagna» über die ganze italienische Bevölkerung ein abschätziges Urteil fällt. Wollte man die Engländer oder die Deutschen nach dem Pöbel beurteilen, welcher bei gewissen Anlässen in London oder Berlin im Nu sich sammelt, man würde ihnen und der Bevölkerung dieser Städte sehr unrecht tun.

Beim gewerbreichen Terni, einem Knotenpunkte von vier Strassen, zieht sich die Nera in ein Seitental zurück, wo sie den durch die schönen Wasserfälle berühmten Velino aufnimmt. Wir aber schlagen die Richtung nach Spoleto ein, jedoch nicht der malerischen Bergstrasse folgend, welche die früher mit dem Vetturino Reisenden entzückte, sondern durch felsiges Terrain, welches dem Eisenbahntechniker für sein Tracé praktischer schien. Doch nicht lange und wir werden die in einiger Entfernung von der Station uns anmutende Bergstadt gewahr, welche Hannibal erfolgreich trotzte.

Nun entfaltet die umbrische Ebene ihre ganze Pracht. Dem Maler muss das Herz schlagen, wenn er

*) Wie diametral verschieden lautet Victor Hehns Urteil in seinem «Italien». Berlin, Gebr. Bornträger, 1887. Mit seiner Parallele zwischen Deutschen und Italienern bin ich übrigens nicht einverstanden, und so wohl auch kein Deutscher.

zu Trevi emporschaut, dem von Wein und Öl triefenden, wie Platen sich ausdrückt, dann zu Assisi, wo Kirchen und Häuser, von jeglicher Tünche frei, aus dem rötlich-gelben Gestein, an dem sie kleben, hervorgewachsen zu sein scheinen. Über diese Scenerie wirft eine südliche Sonne vom blauen Firmament herab eine duftige Patina. In gespannter Erwartung nähern wir uns Perugia. Einige campanili verkündigen seine Nähe. Doch so leicht enthüllt sich die Schöne nicht unsern Blicken. Sie tront auf hohem Berge, der sie vor dem an dessen Fusse angelangten Reisenden verbirgt. Um uns nichts entgehen zu lassen, besteigen wir den einzigen an der Station befindlichen offenen Wagen, der eine volle halbe Stunde bedarf, um seiner Aufgabe sich zu entledigen. Endlich, nach vielen Windungen auf einer breit angelegten, neuen Strasse, setzt er uns in einem engen Gässchen ab, wo das mir von meinen jungen Freunden in Siena empfohlene, echt nationale albergo «Belle Arti» sich befindet. Nun, die Kühle daselbst war mir willkommen und alles übrige war «interessant». — Ich bin nun wirklich verlegen, womit ich beginnen soll. So sei es denn mit den gleich nach Ankunft nach Hause telegraphirten Worten, welche am besten meinen ersten Eindruck wiedergeben: «Kommt sogleich alle hieher, es ist ein Paradies.» Bleiben wir nun vorerst vor dessen Türe stehen und sehen wir uns nach dem Lande um, welches der Malerschule, die in Perugia ihren Sitz hatte, der umbrischen, ihren Namen gegeben hat.

Umbrien ist es wohl wert, dass wir uns etwas eingehend damit beschäftigen. Bis 1860 zum Kirchenstaate gehörend, bildet nun das Land eine Provinz des geeinigten

Königreichs. Perugia ist deren Hauptstadt. Die sechs Regierungsbezirke, in welche jene eingeteilt ist, sind: Perugia, Orvieto, Foligno, Spoleto, Terni, Rieti. Vom Meere überall abgeschlossen, grenzt dieses Binnenland an Toskana, die Provinz Rom, die neapolitanische Provinz der Abruzzen und die ehemals päpstlichen Marken, von denen es durch den Kamm der Apenninen geschieden ist. Diese Abgeschlossenheit, die ihrer Gestaltung und geologischen Beschaffenheit nach sehr verschiedenen Gebirgszüge und die vielen Gewässer, welche von den Höhen herab dem Tiber zufließen, welcher das Land durchströmt, verleihen diesem besondere Reize. Die Gebirge gehören überwiegend der Jura- und Kreideformation an und liefern einen trefflichen Kalkstein. An den Grundstock der Apenninen und seine Ausläufer lehnen sich jüngere Formationen sedimentärer (abgelagerter) und vulkanischer Natur an, in welchen der Travertin, die Tuffe, Sandstein und sandige Tonerden, auch Basalte und Laven sich vorfinden. Sie alle bedeckt meist eine fruchtbare Humusschicht von bisweilen ausserordentlicher Mächtigkeit. Seit Jahrtausenden dem Anstürmen der atmosphärischen Niederschläge ausgesetzt, gibt sie nebst den mergelartigen Tonerden noch heute dem Tiberstrom in Rom die gelbe Farbe, welche Horaz mit der Bezeichnung einer goldgelben und blonden (*flavus Tiber*) beehrt hat, und welche zu den Deltas in Beziehung steht, welche sich an den Mündungen des Stromes bilden, um in spätern Jahrtausenden dem Menschen dienstbar zu werden. Die betriebsame Bevölkerung ist grossenteils auf den Landbau angewiesen. Die Bedingungen hiezu sind die günstigsten, während solche für die Industrie in

Folge der hohen Lage der Ortschaften und der vielen Gebirge nur in sehr beschränkter Masse vorhanden sind. Halm- und andere Bodenfrüchte jeglicher Art, namentlich der Olivenbaum, auch der Weinstock, gedeihen überall. Seidenkultur ist weniger vorhanden. Der Fremdenverkehr ist ein geringer geworden, seitdem der Veturino verdrängt worden ist und die Hauptverkehrsader aus dem nördlichen Italien nach Rom die Richtung über Chiusi eingeschlagen hat.

Die Nachrichten über die ältesten Bewohner reichen heute nicht über die Umbrer hinaus, seitdem die sogenannten Pelasger, welche früher überall in die Lücke treten mussten, ausser Kurs gekommen sind. Aus den spärlichen, über sie noch vorhandenen Dokumenten geht hervor, dass sie indogermanischen Ursprunges waren. Ihre Sprache hatte Ähnlichkeit mit der lateinischen, die Schrift aber war eine von dieser völlig verschiedene und lief von rechts nach links. Ihre Kultur scheint später, wie auch die der sie umgebenden Völker, in derjenigen der Etrusker aufgegangen zu sein, als diese, wie man glaubt, von Norden her sich über das nördliche und mittlere Italien ausbreiteten. Mit dem Zusammenbruch der etruskischen Herrschaft (oder Suprematie?) griff auch in Umbrien römisches Wesen Platz.

Die Heereszüge der Gallier, dann Hannibals, der gotischen Völker, der Longobarden und anderer haben Umbrien arg zugesetzt, denn bauliche Überreste aus dem Altertum sind daselbst weniger häufig als anderwärts in Italien. Dagegen sind Baudenkmäler aus dem Mittelalter und der Renaissancezeit sehr häufig, selbst in den abgelegeneren Gegenden.

Die heutige Bevölkerung ist eine durch und durch italienische, macht jedoch bisweilen einen etwas mehr nüchternen Eindruck. Auch bei ihr begegnet man jener feinen Gesittung und Höflichkeit, welche in Toskana so angenehm auffällt. Sprache und Aussprache sind korrekt. Der Menschenschlag ist wohlgeformt, die Gesichtsfarbe eine frische. Wohlbeleibtheit, wie solche in Bologna und im Römischen häufig, habe ich hier kaum bemerkt.

Mein erster Gang nach Ankunft im albergo «Belle Arti» war, das Volksleben im Freien anzuschauen. Kaum war ich um die Strassenecke gebogen, so befand ich mich auf dem Corso, und diesen verfolgend gelangte ich zur Piazza Vittorio Emanuele mit Gartenanlagen und einer hohen Terrasse. Wer diese zum ersten Male betritt, wird von dem Panorama, das sich hier ausbreitet, überwältigt. Ungehindert schweift der Blick über Umbrien, seine Berge, seine Täler, die vielen bewohnten Stätten. Sich gegen die Stadt umwendend, hat man vor sich den aus Travertin in ernstem gotisirendem Stile neu erbauten Regierungspalast. Er ruht auf den Grundmauern, auf denen im Mittelalter der burgähnliche Palast der Baglioni und nach dessen Zerstörung das Kastell Padoni stand. Zur Linken hat man das zu jeder Jahreszeit von den Söhnen Albions aufgesuchte Grand Hôtel Bufani, das einzige neue Gebäude, dessen ich in der obern Stadt ansichtig wurde. Wie Siena ist nämlich auch Perugia eine Stadt von noch ganz mittelalterlichem Gepräge, nur dass letztere neben sehr schmalen auch breitere Strassen und freiere Plätze hat, was ihr ein freundlicheres Aussehen gibt.

Um in Perugia, dem über ein coupirtes Terrain

lang hingestreckten, sich umzusehen, bedarf es vieler Gänge. Man muss sie alle zu Fuss zurücklegen, da kein Wagenverkehr in der Stadt möglich ist. Im Zentrum derselben befinden sich der Dom, das Stadthaus und dabei der dem 13.—14. Jahrhundert entstammende Brunnen, eine kunstvollendete Schöpfung. Weiterer Gänge bedürfen die zierliche Fassade des Oratorio di S. Bernardino aus der Zeit der Frührenaissance, das altetruskische Tor, die Kirche S. Pietro fuori le mure mit dem schönen Blicke auf die Landschaft von der gemütlichen Loggia aus. Ich nenne hier nur die hervorragendsten der sehenswerten Gebäude, von den vielen ansehnlichen Palästen ganz absehend. Bevor ich zum Museum gehe, statte ich einen Besuch ab bei einer mir unbekannten Dame, für welche mir mein Freund in Mailand seine Karte gegeben hatte, als ich seine Frage «lei ama la poesia?» mit «Ja, gewiss» beantwortete. Ich lasse mich also zu Frau Maria Alinda Brunamonti geb. Bonacci führen, der Sappho Umbriens, wie ich sie nenne, oder «la nota scrittrice», wie ich sie neulich betitelt sah. Denn sie gibt ihren Gefühlen, die sie für ihr Land, die Ihrigen und alles Schöne und Edle empfindet, nicht nur in Gedichten Ausdruck, sondern ergeht sich auch in Prosa über die umbrische Kunst, über Dantes Beatrice und anderes mehr. Hochragende Männer der Wissenschaft zu ihren Freunden zählend, ist sie in Italien wohlbekannt und geachtet. All dies hindert nicht, dass sie eine treffliche Hausmutter ist, die sich der Geschäfte, wie es bei italienischen Frauen häufig, zu Stadt und Land auf praktische Weise entledigt. Ihr Gemahl ist Professor der Rechte an der Universität zu Perugia. Die Empfehlung war von

solchem Gewicht, dass es diesmal kaum einiger Worte bedurfte, um das Gespräch auf einen grünen Zweig zu bringen. Die «*nuovi canti*» der Dichterin, behufs vorläufiger Orientirung und als eventuelle weitere Empfehlung von mir in Florenz gekauft, hätte ich füglich zu Hause lassen können. Da es mir hauptsächlich darum zu tun war, aus autoritärem italienischem Munde die elfsilbigen Terzinen aus Dantes göttlicher Komödie vortragen zu hören, um daraus die Skandirung der oft über elf Silben haltenden Verse zu entnehmen, so brachte ich nach einiger Zeit die Konversation auf Dante, als den Gegenstand, für welchen man bei dem gebildeten Italiener der Empfänglichkeit immer gewiss sein kann. Gerne erklärte sich Frau Brunamonti auf meinen Wunsch bereit, mir einen Canto herzusagen. Es war der ergreifende 33. Gesang aus der Hölle, der vom Hungertode des Grafen Ugolino und seiner Söhne handelt. Sie trug ihn frei vor, denn sie kennt das ganze Gedicht auswendig. Gemahl und Tochter hörten mit mir aufmerksam zu, ja mit einer gewissen Andacht. Genau achtete ich auf Betonung und Aussprache. Als dann ich es versuchen wollte, nach ihrem Beispiel den richtigen Rhythmus herauszubringen, war die Frau so freundlich, mir darin behülflich zu sein. Der Italiener hält sich nicht streng an das elfsilbige Mass und macht von Verschleifen und Verschlucken kaum oder sehr unmerklichen Gebrauch, weit weniger als wir gewöhnlich beim Lesen der lateinischen Dichter es gewohnt sind. Und doch weiss er so zu lesen, dass der Vers den Charakter nicht verliert. Freilich klingt er dann bisweilen eher gehobener Prosa. Auf meinen Wunsch las mir dann die Frau noch eines ihrer Gedichte vor.

Latein lernte sie in der Jugend von ihrem Vater, der sofort mit Vergil begann. Von Italienern gesprochen klingt dasselbe sehr schön. Auf meinen Wunsch rezitierte sie mir meine Lieblingsode des Horaz

«Otium Divos rogat in patienti

«Pensus Aegaeo »*)

Die Universität Perugia zählt bloss zwei Fakultäten und um hundert Studenten. Angesichts der für Handel und Gewerbe ungünstigen Lage ist sie immerhin eine Wohltat für gewisse Kreise. Denn zu einer Blüte wird die Stadt nicht mehr gelangen, so sehr sie den äussern Anstand zu wahren und mit der Zeit Schritt zu halten sucht. Dem Fremden werden hier Natur und Kunst und die Elite der Einwohner stets mannigfache Ressourcen bieten.

Es ward mir Gelegenheit geboten, mit zwei Gelehrten Bekanntschaft anzuknüpfen, deren einer Professor Bellucci, unter dessen Obhut das meteorologische Observatorium sich befindet. Hier hat man eine nach allen vier Himmelsgegenden durchaus freie Aussicht und überschaut ein Meer von Hügeln und Gebirgen, wie ich es in Italien nicht erwartet hatte. Doch der Gran Sasso d'Italia bleibt noch verborgen. Nirgends mehr als hier fiel mir der bläuliche Ton der entfernten Berge auf, wie man ihn auf ältern Gemälden meistens bemerkt. Der ganze Kamm der Apenninen war noch mit Schnee bedeckt. — In Professor Brunelli, einem geistlichen Herrn von dunkler Farbe und lebhaften Zügen, lernte ich einen Literaten kennen, der in den fremden Sprachen, auch in der

*) «Um Ruhe fleht zu den Göttern der Schiffer, wenn ihm in «dunkler Nacht auf hoher See keine Sterne glänzen.»

deutschen, wohl zu Hause ist. Der Treppen war kein Ende, um zu ihm zu gelangen. Endlich fand ich ihn in einer Art Belvedere, wo vor lauter Büchern und Schriften ausser für ihn kaum noch für mich Raum war. Ich brachte die Unterhaltung auf die italienische Literatur, deren jetziges Stadium er lebhaft beklagte. Als eines ihrer besten Produkte aus neuerer Zeit, sowohl stilistisch als inhaltlich, empfahl er mir «i discorsi del tempo in un Viaggio d'Italia» von Aug. Conti in Florenz. Das Buch ist einem Freunde des Autors, dem bekannten grossen Tuchfabrikanten Alessandro Rossi in Schio (bei Vicenza) gewidmet und enthält in zehn Kapiteln eine sehr kurze Reisebeschreibung nach zehn italienischen Städten, an welche sich in längern Excursen Zwiegespräche der Freunde über Religion, Sitten, Gebräuche, Kunst und das ganze Treiben der Menschen überhaupt anknüpfen. Das ganze Buch, schon längst vergriffen, atmet einen edeln, überzeugungstreuen Geist und warmen Patriotismus, wiewohl einen sehr römisch-katholischen Standpunkt einnehmend. Ich nehme es gerne bisweilen zur Hand. Die Schreibweise, frei von jeglichen Französismen, ist in den Einleitungen zu den Kapiteln absichtlich etwas archaistisch, anheimelnd. Herr Brunelli ist Professor am geistlichen Seminar, seiner Phantasie lässt er aber in Gedichten und Prosa nach den verschiedensten Richtungen hin die Zügel schiessen. Beim Weggehen beschenkte er mich mit zweien seiner Gedichte, deren eines nicht gerade nach meinem Geschmacke war, indem er darin den sogenannten «Gefangenen» im Vatikan beweint. Sei dem wie ihm wolle, den hübschen und lebhaften Mann zu schauen und zu hören war mir recht angenehm.

Zur Gemäldegalerie in der Pinacoteca, wo die umbrische Malerschule in allen ihren Stadien aufs reichste vertreten ist, war mir eine Broschüre meiner Freundin eine willkommene Hilfe. Sie legt darin eine erstaunliche Bekanntschaft mit den Werken der umbrischen Meister an den Tag und weist unter anderm nach, wie sehr Bernardino Pinturicchio bisweilen unterschätzt worden ist. Im Cambio, der ehemaligen Wechslerzunft, lernte ich den Meister der Schule, Pietro Perugino, als Vertreter der Profanmalerei und der Allegorie kennen. Diese schönen Fresken atmen mehr Freiheit in der Behandlung als die so häufigen, den Meister nie verleugnenden Madonnenbilder und dürften bedauern lassen, dass Perugino so wenige in das Gebiet der Profanmalerei gehörige Werke hinterlassen hat.

Ich wende mich nun zum etruskischen Museum, das in Perugia ausserordentlich reich ausgestattet ist und welchem deshalb vor den daselbst sich befindlichen Sammlungen römischer und mittelalterlicher Altertümer der Vorrang gehört.

Über die Etrusker, ihre Abstammung und staatlichen Einrichtungen wird heute noch viel gestritten, viele Fragen, welche sich auf sie beziehen, werden wohl nie gelöst werden. Über ihr Kunstgewerbe und ihre Kunst haben die vielen Gräberfunde mehr Licht verbreitet. Die Sammlung derselben in Perugia gehört wegen ihrer Allseitigkeit zu den lehrreichsten. Der ausführliche Katalog, verfasst von Herrn Angelo Lupatelli, der so freundlich war, mich auf meinem Gange zu begleiten, ist willkommen, jedoch, wenn auch hie und da erläuternd, doch nicht genügend für denjenigen, der, angeregt durch so viel neues und merkwürdiges, sich genau darüber unterrichten

möchte. Meinen Begleiter durfte ich nicht allzu lange aufhalten, und so habe ich nachträglich noch über etruskische Kunst und Gewerbe und im Zusammenhang damit über etruskisches Wesen überhaupt aus den einschlägigen Werken Belehrung schöpfen müssen. Man tut gut daran, sich an die neueren *) zu halten, da die älteren meist von ihnen überholt worden. Die neueren sind in ihren Behauptungen oft vorsichtiger und bringen uns der Wahrheit insofern näher, als sie uns dartun, wie man über die Herkunft der Etrusker nur Vermutungen hat, über ihre staatlichen Einrichtungen äusserst wenig sicheres kennt, über ihre Kunst nur einzelnes und über ihre Sprache beinahe nichts weiss.

Letzteres ist die Ursache, warum man auch nicht bestimmen kann, welcher Völkerfamilie sie angehörten, denn wo kein anderer, sind die Sprachen der Schlüssel zur Bestimmung der Abstammung der Völker. Dass die etruskische Sprache indogermanischen Ursprungs sein könnte, ist bis jetzt höchstens als eine Möglichkeit ausgesprochen worden. Die Grausamkeit gewisser etruskischer Gebräuche lässt aber selbst diese Möglichkeit, wie einige meinen, nicht zu.

Etruskische Inschriften sind zwar in Menge vorhanden. Sind auch die meisten sehr kurz, so besitzt man doch auch längere, unter welchen diejenige der prächtig erhaltenen viereckigen Säule (cippus) aus Travertinstein im Museum zu Perugia die erste Stelle einnimmt. Die Buchstaben ähneln den lateinischen und scheinen offenbar auch aus

*) «Die Baukunst der Etrusker.» Von Josef Durm. Darmstadt 1885. Diehls Verlag. — «L'art étrusque.» Par Jules Martha. Paris 1889. Firmin Didot. — Mommsen, römische Geschichte.

dem phönizischen Alphabet entstanden zu sein. Die Schrift läuft ebenfalls wie die umbrische von rechts nach links. Da man die Buchstaben kennt, so kann man sie wohl lesen. Was sie aber sagt, hat bis heute noch kein Gelehrter herausgebracht. *) Es fehlt nämlich an zweisprachigen Inschriften. Die wenigen vorhandenen sind nicht genügend, weil zu dürftig. Das Idiom, in einer frühern Periode weich und klangvoll, artete später in ein unerträglich hartes und rauhes aus, sagen die alten Schriftsteller.

Ebenso dunkel wie die Sprache ist die Herkunft der Etrusker bis heute geblieben. Indessen scheinen heute die meisten Gründe dafür zu sprechen, dass sie nicht zur See nach Italien gelangten, wie der Vater der Geschichte und viele der Alten und auch noch neuere Gelehrte meinten, sondern dass sie aus Norden über die rhätischen Alpen Graubündens und Tirols, und zwar wohl um das elfte Jahrhundert v. Chr. nach Italien einwanderten. Hier fanden sie andere Völker vor, was sie jedoch nicht hinderte, sich über die Po-Ebene hinaus, zu beiden Seiten des Apennin, nach Umbrien, Latium und noch südlicher auszubreiten. Hier gründeten sie städtische Gemeinwesen oder setzten sich auch in schon vorhandenen fest. Es entsprach dies ihrer Neigung für Schiffahrt, Handel und Industrie und machte es ihnen leichter, sich da zu behaupten, wo sie nicht als Herrscher auftreten konnten. Denn im ganzen waren sie nicht sehr kriegstüchtig. Für die Anlage ihrer Städte wählten sie solche Örtlichkeiten, welche die Verteidigung erleichterten, wie man dies z. B.

*) Während dies gedruckt wird, vernehme ich, dass ein Basler Gelehrter die etruskische Schrift entziffert zu haben glaubt. Leider konnte ich in dieser Ferienzeit nichts Näheres darüber erfahren.

bei Perugia, Cortona, Volterra, Siena, Orvieto, Chiusi, Fiesole, Corneto sehen kann. Ihr staatliches System war mehr zur blossen Abwehr eingerichtet. Je zwölf, bisweilen auch mehr Städte, vereinigten sich zu einem Städtebunde, dessen Verband jedoch ein sehr loser gewesen zu sein scheint. Etrusker oder Tusker, wie sie hiessen, siedelten sich übrigens auch in nicht etruskischen Orten an, und so ist es gekommen, dass unter den Königen Roms sich zwei von wahrscheinlich etruskischem Ursprunge befinden. Ihre dichteste Ansiedelung fand in dem Lande statt, das heute noch ihren Namen trägt, Toskana. Erst als sie mit den Römern in Latium in Zwiespalt geraten, fängt es in ihrer Geschichte an zu dämmern. Alsdann aber auch, im Jahre 496 v. Ch., von den Römern in der Schlacht beim See Regillus (wahrscheinlich dem jetzt abgelassenen See Laghetto bei Frascati) besiegt, beginnt ihr Niedergang. Denn bald darauf wird ihre Flotte vor Cumae von den Syrakusanern vernichtet. Ihre Städtebünde, bald von den Griechen in Süditalien bedrängt, bald von den Samniten, den Galliern, den Römern, lösen sich innerhalb der auf jene Seeschlacht folgenden zwei Jahrhunderte auf. Mit dem Jahre 295 v. Ch., in welchem die damals mit den Etruskern verbündeten Gallier und Samniten von den Römern in der Schlacht bei Sentinum (zwischen Sassoferato und La Scheggia in Umbrien) geschlagen wurden, hörte Etruriens Selbständigkeit auf. Denn im folgenden Jahre um Frieden bittend, musste es dem Sieger eine vierhundertmonatliche Waffenruhe geloben. Die etruskische Zivilisation und Kultur konnte neben derjenigen der energischen Römer nicht Stand halten und ging mit der Zeit ganz in

dieser auf. Was wir von der etruskischen Kultur wissen, lernen wir am zuverlässigsten aus den auf uns gekommenen Denkmälern kennen.

Spärlich sind die baulichen Überreste. Die Grabstätten ausgenommen beschränken sie sich im grossen und ganzen auf einige halbzerstörte Stadtmauern und Stadttore, so z. B. bei Fiesole, Volterra und Perugia, und einige Reste von Abzugskanälen und Wasserdurchlässen. Denn das Innere der Städte ist rein verschwunden. Nur aus den Grabstätten, wie ich es bei denjenigen um Orvieto bemerkte, können wir auf die Häuser schliessen. Tempelreste sind, so viel ich weiss, auch keine vorhanden. Nur aus Abbildungen und den Beschreibungen Vitruvs vermag man die Tempel zu rekonstruieren. Sie waren eine ungeschickte Nachahmung der griechischen. Der Polygonbau war auch bei ihnen üblich, als die Nation sich noch im Kindesalter befand. Sie kannten den Gewölbebau, haben ihn aber nicht erfunden, sondern sie wurden wahrscheinlich erst durch die an ihren Küsten landenden Seefahrer aus dem Orient mit ihm bekannt. Ihrerseits brachten sie ihn den Römern. Die cloaca maxima in Rom soll durch Etrusker gebaut worden sein. Als Baumaterial diente ihnen das jeweilen in der Nähe der Baustelle befindliche Material, in den höhern Gegenden der Kalkstein, in den tiefern ein stellenweise sehr leicht verwitternder Sandstein und der Travertin, in den südlichen Tuff und anderes Material vulkanischer Natur. Da sie die Städteanlagen genau der Gestaltung des Bodens anpassten, so ward jene oft eine in mehrere Arme sich ausbreitende, so bei Chiusi, Siena, Perugia in einem auffallenden Grade.

Den Gräberstätten wurde eine besondere Sorgfalt gewidmet. Man findet derselben dreierlei Arten. Die älteste (pozzo) besteht aus einem senkrechten engen Schacht, in welchen die Aschenurne versenkt wurde. Später wird der Schacht weiter und horizontal, mit einer Kammer am Ende (fossa), wie die bereits von mir beschriebenen bei Orvieto befindlichen. Reichere und Vornehmere lassen sich eine eigentliche Behausung im Fels, meist Tuff, herrichten, zu welcher man ebenfalls durch einen Gang oder auch durch eine Treppe gelangt. Es sind dies die Camere oder Grotte. Hieher ist die berühmte «Grotta dei Volumni» bei Perugia zu zählen, ein eigentlich in den Tuff gehauenes Haus mit Seitengängen, wo an der Decke noch die Bleischnur für die Lampe hängt. Diese drei Arten der Grabstätten waren wahrscheinlich später gleichzeitig in Übung und ihnen entsprach die verschiedene Behandlung des Leichnams. Man verbrannte ihn oder liess ihn auch in der Kammer verwesen, in welch' letzterm Falle die Überreste in einem Kistchen aufbewahrt wurden, oder man schloss ihn in einen Sarkophag. Dem Toten wurde öfters ein Teil dessen mitgegeben, was ihm zu Lebzeiten zum Gebrauche gedient hatte. Versuche ich es, die verschiedenen künstlerischen und gewerblichen Erzeugnisse, welche uns in diesen Totenbehausungen erhalten geblieben sind, summarisch zu berühren. Sie betreffen die Skulptur, die Malerei, die Töpferei, die Metallurgie, die Schmucksachen, die Steinschneiderei und das Münzwesen. Von ihnen allen gilt, dass sie in ihrer Entwicklung sehr viel von griechischen und orientalischen Mustern beeinflusst worden sind. Solche wurden den Etruskern massenhaft zur See, bald von Grie-

chen, bald von Phöniziern und Carthagern zugeführt und mit mehr oder weniger Geschick kopirt und modifizirt. Die Etrusker haben diese Künste mehr nur handwerksmässig betrieben, oft wohl auch fremdländischer, namentlich griechischer Hilfe sich bedient. Sie entbehrten des Schönheitsgefühls und der Gabe Neues zu schaffen, des künstlerischen Genies.

Schon dass sie, aus den vorhandenen Überresten zu schliessen, ihre Bilder mehr aus gebranntem Ton als aus Stein verfertigten, spricht wenig zu Gunsten ihres Kunstsinnes. Über die Roheit der ersten Tonbilder, welche ich in Orvieto und Viterbo sah, habe ich mich bereits ausgesprochen. Die Köpfe sind oft abstossend realistisch, und wenn sie Porträte sollen gewesen sein, so muss es unter den Etruskern viel hässliche Leute gegeben haben. Zu den übrigen Körperteilen, deren Ausführung eine noch schlechtere ist, steht der Kopf oft im grellsten Missverhältnis. Selbst Sarkophage wurden viel aus Ton gebrannt. Die Arbeiten aus Stein, wie Travertin, Sandstein, Tuff, Alabaster, harter Marmor, sind besser. Die Aschenkisten namentlich, in grosser Menge vorhanden, lassen in der Ausführung oft wenig zu wünschen übrig, wenn diese auch eher eine handwerksmässige ist. Es sind die immer wiederkehrenden Darstellungen aus der griechischen Götter- und Heroenwelt, den homerischen Gesängen u. s. w. mit den stereotyp gewordenen Körperstellungen, deren Originale wir in den Ägineten und dem Schmuck des Parthenons, des Tempels zu Phigaliae u. s. w. bewundern. Mit weit mehr Sorgfalt als dies alles sind die sehr seltenen grössern Bilder aus Metall gearbeitet.

Die Malerei lernt man aus den Fresken in den Grä-

bern zu Orvieto, Chiusi und hauptsächlich Corneto kennen. Interessant sind sie, weil sie das tägliche Leben und die Gebräuche, Gastmähler, Totenbestattungen, Hochzeiten darstellen. Der Stil ist ungefähr derjenige des aus den sogenannten etruskischen Vasen uns bekannten, jeglichen Verständnisses der Anatomie entbehrend. Die Farben sind sehr eintönig, schwarz, rot, weiss, rotbraun, etwas blau und grün.

Die Töpferei, im Anfange sehr roh, weil man sehr unreines Material dazu verwendete, ja sogar die Töpferscheibe nicht von Beginn an gebraucht zu haben scheint, zeichnet sich später durch gefällige und mannigfaltige Formen aus. Nicht nur ahmte man die griechischen bemalten Muster nach, sondern griechisches Fabrikat, aus Athen namentlich, wurde massenhaft importirt und bildet nun auch eine Zierde der Museen. Die Malerei, schwarz auf rot, oder auch schwarz und rot auf hellerem Grunde, betrifft meist griechische Sagen und Gebräuche. Man findet auch sehr viel geringere Ware, deren Äusseres ganz schwarz und glänzend ist. Man nennt sie «*bocchero*».

Am weitesten haben es die Etrusker in der Bronzeindustrie gebracht, deren Sitz im heutigen Toskana war. Von den hiezu nötigen zwei Metallen weiss man, dass Kupfer im Lande selbst sich vorfand und bei Volterra zu Tage gefördert wurde. Hingegen war man der Meinung, dass ihnen das Zinn durch die seefahrenden Phönizier zugeführt wurde. Nun lese ich aber, und es scheint dies noch wenig bekannt zu sein, in Stoppanis «*Ambra*», pag. 140, dass im Jahre 1872 in der Umgegend von Campiglia, im Pisanischen, ausgedehnte, seit über 2000 Jahren verlassene Zinnminen aufgefunden wurden, an 100 Meter

tief, nun die Herberge unzähliger Fledermäuse. Die vorgefundenen Erzplatten sind also nicht notwendigerweise importirt gewesen, oder mit Beihilfe englischen Zinnes angefertigt, wie man bis jetzt glaubte. Das alte Populonia, nahe am Meer, unweit dem heutigen Piombino, scheint ein Hauptlagerplatz für den Export der Bronzeware gewesen zu sein, von denen grosse Fabriken unter andern in Arezzo und Vulsinii, beim heutigen Bolsena, waren. Aus letzterm Orte sollen laut Plinius, lib. XXXIV, 16, die Römer bei der Einnahme im Jahre 264 v. Chr. 2000 Statuen von Erz fortgeführt haben. Und als im Jahre 205 v. Chr. Scipio der ältere seinen grossen Feldzug gegen Carthago ausrüstete, konnte ihm die Stadt Arezzo allein in 15 Tagen 30,000 Schilde, 50,000 Wurfspiesse und die nötige Ausrüstung für eine Flotte von 40 Schiffen liefern. Noch lange nachdem die Macht der Etrusker gebrochen war, hat ihre Erzindustrie fortgeblüht und sich stetig vervollkommnet. An Götterbildern, Weihgeschenken, Gegenständen für den Hausgebrauch, für Kriegsbedürfnisse, für den Schmuck und die Toilette sind vor allen die Museen zu Rom und Perugia reich. Auf der Rückseite der Spiegel befinden sich oft anmutige Zeichnungen von untadelhafter Korrektheit eingegraben. Bis jetzt hatte ich nie geglaubt, dass ein Spiegel von Erz den gleichen Dienst tun könnte, wie ein solcher von Glas, aber im Museum zu Perugia sah ich einige, bei denen dies stellenweise noch der Fall ist. Der Schliff, von auffallendem Glanze, muss ausserordentlich haltbar und widerstandsfähig gegen Oxydation gewesen sein.

Die grösste Aufmerksamkeit ziehen immer die Goldarbeiten auf sich. Wie schon in Viterbo, so fiel mir

auch in Perugia deren Vorzüglichkeit und Menge auf. Sie müssen schon frühe ihre Bewunderer und Liebhaber gefunden haben, denn allenthalben ist man auf schon geplünderte Gräber gestossen. Die Etrusker waren offenbar im Verlauf der Jahrhunderte aus einem rohen ein prachtliebendes und üppiges Volk geworden, welchem sein durch Seehandel, auch Seeraub, wie man sagt, und Gewerbefleiß erworbener Reichtum es gestattete, seinen Lüsten zu fröhnen. Die Ohrgehänge erreichen bisweilen einen fabelhaften Umfang, dass man nicht begreift, dass sie das Ohrläppchen nicht zerrissen. Bisweilen wieder sind sie von einer Feinheit, welche die des Filigrans weit übertrifft. Überall, auch an den Halsgeschmeiden und den Spangen, Diademen etc. macht sich die orientalische Importation wenigstens teilweise unzweifelhaft bemerkbar. An weniger kunstvollen Exemplaren, auch an Siegelringen und dergleichen erkennt man einheimische Arbeit. Silberware ist weniger häufig und ist in Trinkgeschirren, Schmuckkästchen und Toilettegegenständen vorhanden. Schmucksachen aus Erz und Eisen scheinen in späterer Zeit ganz ausser Gebrauch gekommen zu sein.

Auch die Steinschneiderei, Bernsteinarbeiten, Schmucksachen aus Glas und Email lehnen sich immer an griechische Vorbilder an oder sind Importation und betreffen die Götter- und Heroensage.

Gold, Silber und Erz als Tauschmittel zu gebrauchen, kam erst verhältnismässig spät auf. Das Erz hat sich im schweren römischen Ass erhalten. Von gemünzten Edelmetallen, welche letztere anfänglich nur in länglich viereckigen Stückchen vorkommen, sind nur wenige, meist nur auf einer Seite geprägte Münzen vorhanden. Im Lande

scheinen auch ausländische Münzen im Gebrauch gewesen zu sein.

Es muss auffallen, dass mit einer so vielfachen und weithin verbreiteten materiellen Entwicklung der Etrusker diejenige auf geistigem Gebiete allem Anscheine nach nicht Schritt gehalten hat. Es ist dies wohl der geistigen Anlage, dem Charakter des Volkes zuzuschreiben. Um so begreiflicher ist sein allmähiges Verschwinden und Aufgehen in dem ihm in dieser Hinsicht überlegenen römischen Volke. Dieses hat sich angeeignet, was es in Etrurien anwendbares und nützliches vorgefunden hat und mit besserem Verständnis seiner griechischen Nachbarn jenes nach seiner Weise noch ausgebildet und vervollkommnet.

Mein Excurs über Etrurien ist, wenn auch höchst summarisch, so doch verhältnismässig etwas lang geworden. Ich empfand eben das Bedürfnis, mich nach Möglichkeit über die Ergebnisse zu unterrichten, zu welchen die neuesten Forscher über so viel Dunkles gelangt sind. Übrigens kann der in Zentralitalien Reisende die Geschichte und die Kunst des alten Etruriens nicht ignoriren wollen. Wenn schon jene noch sehr unsicher, diese keine uns begeisternde ist, so kann man hier doch nicht sagen: *«que le feu ne vaut pas la chandelle»*. Denn Rom, welches die etruskische Nation sich assimilirte, hat keinen Schaden davon gehabt. Das sieht man noch heute an den geistig und physisch so begabten Nachkommen, welche Toskana und die ehemals päpstlichen Staaten bewohnen.

Zur neuesten Geschichte der alten Etruskerstadt finde ich mich bemüssigt, noch folgende kurze Episode einzuschalten:

Gsell-Fels erzählt nämlich in gedrängter Kürze die vielen geschichtlichen Wandlungen, welche Perugia erlebt hat. Dabei erwähnt er auch derjenigen von 1859 und der übereifrigen Wut, mit welcher die Schweizertruppen unter Oberst Schmid sich der Stadt wieder bemächtigten. Von ehrenwerter Seite erhielt ich darüber einige Mitteilungen, wovon ich folgendes wiedergebe: «Am 14. Juni erhob sich das Volk gegen die päpstliche Regierung. Unter Protest verliess der Delegirte, Monsignore Giordani, die Stadt mit dem wenigen Militär, worauf sich eine provisorische Regierung aus den achtbarsten Bürgern konstituirte. Schon nach drei Tagen erfuhr man, dass von Rom aus päpstliche Truppen im Anrücken begriffen seien. Der Advokat Lattani kam, es zu bestätigen, und mit dem Auftrage, zur Unterwerfung zu ermahnen, wobei er, um Plünderung und Mord zu vermeiden, auf die Roheit und Undisziplin der anrückenden Truppen hinwies. Die provisorische Regierung aber antwortete ihm abschlägig und schritt zu Mitteln der Abwehr. 1100 Einwohner erklärten sich zu dieser bereit. Man theilte ihnen die wenigen Schiessgewehre aus, welche vorhanden waren oder aus dem Toskanischen geholt wurden, meist Jagdflinten und alte Gewehre, und errichtete Barrikaden. Am 20. Juni um 3 Uhr nachmittags erschienen 2000 Mann unter der Führung von Oberst Schmid in einiger Entfernung von der Stadt. Er schritt sofort zum Angriff der vor den Toren besetzten festen Punkte. Nach Verlauf einer Stunde wichen deren Verteidiger der Übermacht, in die Stadt sich zurückziehend und das Tor von S. Pietro verammelnd. Nach mehreren vergeblichen Versuchen drangen zwei Stunden später die Schweizer, durch Kanonen-

feuer unterstützt, in die Stadt ein, in welcher fortan mit Ausnahme einzelner Schüsse aus den Häusern oder Ziegelwürfe von den Dächern (freilich immer fatal) jeder Widerstand aufhörte. Nun begann die Plünderung. Zuerst kam das Kloster St. Victor an die Reihe, wo die kostbaren Gefässe geraubt, die Keller geleert, die Priesterornate entweiht, die Mönche an ihrem Leben bedroht und einige ihrer Diener getötet wurden. Von da verbreitete sich die Soldateska in alle Strassen, Häuser und Verkaufsläden, raubend und zerstörend, Unbewaffnete und Wehrlose tötend; das Waisenhaus für Mädchen und das Hôtel de France wurden Zeugen greuelhafter Auftritte. In letzterem wurde der Wirt nebst zwei Dienern getötet und der amerikanischen Familie Parkins daselbst nur durch Dazwischenkunft eines Schweizersoldaten, namens Ernst Villdor (?), das Leben gerettet. Und so ist auch einem Offizier nachzurühmen, dass er in einem Modeladen, nachdem schon dessen Inhaberin getötet worden war, deren Gehilfinnen vor den Unbilden der Soldaten beschützte. Auch der Stadtschreiber wurde getötet, als er den Siegern mit einer weissen Parlamentärflagge entgegenging. Endlich schloss ein heftiger Regen den grauenvollen Tag, welchen vergeblich der schweizerische Konsul in Florenz durch seine Reklamationen und Proteste zu verhindern gesucht hatte.»

Dieses Blutvergiessen, durchaus im Widerspruch mit der Stellung dessen, der sich Statthalter Christi auf Erden nennt und dessen Reich also nicht von dieser Welt sein sollte, war überdies recht unnütz, was die Camarilla im Vatikan hätte voraussehen können, denn schon 1860 wehte in Perugia die italienische Trikolore.

Zwölf Jahre früher, im Jahre 1848, hatte der Papst seine Schweizer den Italienern im Kampfe gegen Österreich zu Hilfe gesendet. Da holten sie sich Lorbeeren auf dem Monte Berico bei Vicenza. Wie viel besser wäre es, wenn auch später noch der Patriotismus beim hl. Vater überwogen hätte.

Am Auffahrtstage, da die Museen in Perugia geschlossen waren, fuhr ich zu Wagen nach Assisi, dem nun auf den Sterbeetat gesetzten Franziskanerkloster mit den berühmten zwei Kirchen. Bei Monte San Giovanni setzt man über den Tiber, der hier noch klar und grün ist, wenn es lange nicht geregnet hat. Das schöne Landvolk fiel mir bei einer Prozession und an den jungen Leuten auf, welche auf der Strasse mit der «ruzzola» spielten, an den Diskuswerfer erinnernd. Von weitem gesehen sieht die an einer Anhöhe hingestreckte Stadt Assisi einem Steinhäufen gleich, so wenig unterscheiden sich die Häuser vom Gestein des Berges, wie ich bereits über andere dieser umbrischen Ortschaften bemerkt habe. Ein schönes symphonisches Glockenspiel begleitete mich bei der Hinauffahrt; ich war auch so glücklich, noch das Orgelspiel zur Messe in der Unterkirche hören zu können. Dieser in allen seinen Teilen über und über, zum Teil von den grössten Meistern bemalte Bau, mit den vielen etwas niedern, sich durchkreuzenden Gewölben macht einen überaus wohltuenden Eindruck, er hat etwas gemütliches und ist höchst eigentümlich. Ich wendete mich an einen Frate, um mir die nötigen Erläuterungen geben zu lassen. Als er aber hörte, dass ich ein Schweizer sei, übergab er mich einem Mitbruder, namens Burcardo, der mein Landsmann sei und grosse Freude an mir haben werde.

Und so war es in der Tat. Dieser, ein rotwangiger Berner, seines Geschlechts ein Zbinden, war in seiner Jugend mit den Eltern nach dem Kanton Freiburg ausgewandert, wo er, ohne es zu wollen, die Religion gewechselt hatte und in ein Franziskanerkloster untergebracht worden war. Da er sowohl deutsch als französisch und englisch spricht, so wurde er hierher gesendet, um den fremden Gästen die Beichte abzunehmen. Ich brachte einige kurzweilige Stunden mit ihm zu, denn er wusste viel zu erzählen. In einer Seitenkapelle wird der Leichnam des heiligen Franz von Assisi nebst einigen seiner Gewänder aufbewahrt. Dort sah ich einen italienischen Frate, wie er zwei englischen Damen alles darauf bezügliche erklärte. Ich näherte mich und hörte bis zu Ende zu, denn der Mann erzählte in so fließender und schöner Sprache und mit solchem Ernst, dass ich ihn bewundern musste. Für Maler ist diese Unterkirche von unerschöpflicher Ausbeute. Man müsste mehrere Tage sich darin ergehen, um alles gehörig zu geniessen. Der Klosterhof, auf Tausende von Pilgern berechnet, ist nun trostlos leer. Ausser anderen Kirchen, von denen die eine in einem Minervatempel sich befindet, ist in Assisi noch vieles sehenswert, so etruskische und römische Mauerreste und die ganze Anlage des Ortes. Den Hinaufstieg zu der auf dem Monte Subasio liegenden Rocca, einer frühern Befestigung, sollte der Reisende in Umbrien sich so wenig entgehen lassen wie den Besuch Assisis überhaupt.

Infolge der grossen Hitze mussten diese Genüsse etwas teuer erkaufte werden, so dass die Rückfahrt durch die grüne Landschaft in der Abendkühle ein Labsal war. Auf

sanfter Anhöhe liegt, ehe man in Perugia einfährt, die alte Basilika S. Pietro. Den Wagen halten zu lassen, um zu ihr hinaufzugehen, reute mich nicht, denn die Aussicht von der hinten im Chor angebrachten Loggia in die freundliche Umgegend war des Ganges wohl wert. Einige Bilder in der Sakristei werden keinem geringern als Perugino zugeschrieben.

Nachdem ich den folgenden Tag wiederum den Museen gewidmet hatte, betrat ich den Rückweg. Bald nachdem man Perugia verlassen hat, erreicht man den Trasimenischen See. Das Gebirge tritt oft hart an den See heran. Mommsen (S. 594, 7. Aufl.) beschreibt das Défilé, in welchem Hannibal im April 217 v. Chr. das römische Heer unter Flaminius vernichtete. Wir glauben die Örtlichkeit zu erkennen. Einige Inselchen erhöhen den Reiz der historisch so berühmt gewordenen Wasserfläche. In Torontolo musste umgestiegen werden in den über Chiusi kommenden Zug. Dort waren eben auch zwei Kompagnien aus Abyssinien heimgekehrter Infanterie angekommen. Die Bursche in ihren Zwillchkleidern sahen recht frisch und munter aus. Ich fing mit einem derselben eine «interview» an, der gute Kerl konnte nicht begreifen, dass ich so viel über jenes Land wusste. Italienisches Militär habe ich seit den Befreiungskriegen schon vieles gesehen und zwar immer mit Vergnügen, denn ich bemerkte stets nur lobenswertes an ihm. Der Stoff ist sicher ein ausgezeichneter und je nach der Führung gewiss von grösster Leistungsfähigkeit im Kriege. Seine Opferbereitschaft in Friedenszeit hat der italienische Soldat wiederholt bewiesen, wenn es galt bei Landeskalamitäten, Wassersnot, Brand, Cholera einzugreifen.

Man lese die «bozzi militari» von De Amicis. Der italienische Offizier ist gewöhnlich durch sein ganzes Auftreten einnehmend, umgänglicher Natur und sehr höflich gegen jedermann. Im vergangenen Herbst war ich Zeuge, wie an einem Regattenfest der Mailänder Kadettenschule zu Lecco die Offiziere, welche das Publikum zum Feste eingeladen hatten, mit vollendeter Liebenswürdigkeit die Honneurs machten. Wenn der Fremde dem Italiener im Amte Mangel an Strammheit vorwirft, so übersieht er, dass der Südländer in der Regel dieser Eigenschaft weniger bedarf, um den Anforderungen des Amtes zu genügen und dem Untergebenen oder Nichtbeamten gegenüber seine Stellung zu wahren. Wie gemütlich z. B., fast ohne Unterschied des Ranges, geht es auf den italienischen Eisenbahnen zu, und doch ist die Sicherheit, ja meist auch die Pünktlichkeit, ausgenommen im Neapolitanischen, keine geringere als anderwärts. Und so ferner, leisten der italienische Arbeiter in der Werkstätte oder der Diener im Hause nicht dasselbe wie diejenigen diesseits der Alpen, wenn schon ihr Padrone sie mit «du» anredet, und beide bei Gelegenheit zusammen scherzen? Strammheit übrigens und Ausdauer, und zu ersterer zähle ich auch den Sinn für Sparsamkeit und Genügsamkeit, beweisen die Tausende und Tausende jener Italiener aus dem Volke, die man als einen unentbehrlichen Faktor betrachten muss bei der Anlage unserer Tunnels, unserer Eisenbahn- und Festungsbauten und unserer Städteerweiterungen, auch jener nicht zu vergessen, der Bauern, deren, trotz tropischer Hitze oder auch Malaria, wohlbestellte Felder von den Alpen bis ins Neapolitanische uns in Entzücken versetzen. Aber freilich, die meisten sehen sich das «bel

paese» nur im Winter an oder urteilen nur nach der Campagna um Rom. Damit soll nicht gesagt sein, dass nicht in diesem und jenem etwas mehr Strammheit erwünscht wäre. Möge nicht erst die Not dazu verhelfen.

Wie damals von Perugia, so reisse ich mich nun von meinen Notizen los, denn rasch wird der 22. September da sein und der Schriftsetzer verlangt nach mir mit Ungeduld. In Florenz gehe ich nur meinen jungen Landsmann auf hoher Leiter in San Spirito zu begrüßen, wo ich mich leichter ihm nähern kann, als wenn er noch in der Kuppel des Brunelleschi herumkröche. Gott sei Dank, dass er diese halsbrecherischen Arbeiten hinter sich hat und ihm seitdem auch in Hinterindien kein Unglück zugestossen ist.

Am hübschen Lucca, das still noch hinter seinen mit Alleen bepflanzten Wällen ruht, husche ich nicht vorbei, ohne der zwei Fra Bartholomeo im dortigen Palazzo pubblico, der schönsten, sagt man, zu erwähnen, und der angenehmen Wagenfahrt nach den Bädern. Pisa wollte ich ganz übergehen, doch halt! nicht jeder hat so mit Wohlgefallen einer Kindtaufe im dortigen Battisterio beigewohnt, wie es der Zufall bei mir wollte. Ein freundliches Männlein von einem Priester, umgeben von einem jungen Bauersmann und zwei Frauen, von denen die eine die Frau des Bauern zu sein schien, standen am Taufstein. Sie hatten viel zu reden. Ich näherte mich daher der Szene wie andere auch. Der Geistliche, mit Bleistift und Papier in der Hand, stellte wiederholt Fragen an den Vater, welche dieser bald irrig beantwortete, bald nicht zu beantworten wusste, so dass die zwei Weiber auch drein redeten, wobei der Geistliche, bald an den Vater,

bald an die Weiber sich wendend, auf alle mögliche Art den gewünschten Aufschluss von ihnen, so unter anderm über Namen und Heimat der Grosseltern des Kindes, zu erhalten sich bemühte. Er tat dies mit rührender Geduld und freundlichem Lächeln und die «popolani» ihrerseits benahmen sich so hübsch, dass ich gerne bis ans Ende der Sache zuhörte und zuschaute. Des andern Tages begab ich mich wieder auf den Schienenstrang, um ihn nicht wieder zu verlassen, bis er mich über Genua, Luino und den St. Gotthard nach Hause gebracht hatte. Der neuen Eindrücke hatte ich in den 17 Tagen so viele in mir aufgenommen, dass ein längeres Verweilen im Garten der Hesperiden sie mir würde verwischt haben.

II.

SPOLETO.

Bald zwölf Monate waren verstrichen, seitdem ich Umbrien mehr nur im Fluge durcheilt hatte. «Willst du mehr davon sehen und in der lingua parlata keine Rückschritte machen», sagte ich mir, «so darfst du nicht länger säumen», hatte ich doch das Jahr vorher in Florenz meinen siebenzigsten Geburtstag gefeiert. Es bot sich eine schickliche Gelegenheit. Ein Grosssohn, Humanist, sollte nächstens sein letztes Schuljahr antreten. Wie fruchtbringend musste es für ihn sein, in der alten Roma sich mit eigenen Augen einen Kommentar holen zu können zu all dem ihm von Livius und Cicero Erzählten, welcher Lohn musste ihm daraus für die ihm von ihnen vielleicht bereiteten Drangsale erwachsen? Dank dieser Erwägung opferte ich ihm einen Teil meiner umbrischen Städtchen und auch den schönen, warmen Monat Mai, denn die Osterferien fielen in den April (1889).

Eine Romfahrt bedingt gewöhnlich eine längere Zwischenstation in Florenz. Hier, wie selten anderswo, gehen Geschichte und Kunst mit einander Hand in Hand. Es ist aber auch im übrigen Italien nie anders gewesen zur Zeit seiner Blüte. Mächtige Herrscher wie einige unter den römischen Kaisern, kleinere Potentaten wie die klugen Medici, die Tyrannen zu Rimini, die fein gesitteten

Herzöge zu Urbino, einige Päpste, üppige Gemeinwesen wie das venezianische, zeigen uns, dass sie die Kunst als zum Leben gehörend empfanden. Wir wissen, wie sehr dies im alten Griechenland der Fall war. Mehr oder weniger wiederholt sich überall diese Solidarität der Kunst und der äussern Machtfülle. Infolge des Ineinandergreifens jener zwei Gebiete gestaltet sich der Aufenthalt in Florenz zu einem besonders anziehenden. Die drei Tage in den Museen, Kirchen und Strassen der Blumenstadt waren eine treffliche Vorschule. Ein armer Bildhauer, der sich uns auf dem Domplatz aufgedrängt hatte, wusste sich in seiner deutlichen und musterhaften Sprache meinem Grosssohn so verständlich zu machen und war zugleich ein so kundiger Führer, dass ich ihn zu meiner Erleichterung sowohl wie zu meiner Unterhaltung und Belehrung die ganze Zeit über und überall bei uns behielt.

Bald nach Chiusi sieht sich der nach Rom Reisende in die öde, ernste, römische Campagna versetzt. Mir war der Anblick nicht neu und doch packte er mich wieder. Mir gefällt dieser Wechsel, dieses «Négligé» der weiten grünen Landschaft, durch welche die Gewässer ihren Weg suchen wie sie eben können, wo die langgehörnten Büffel weiden wo es ihnen beliebt, wo niederes Gehölz und seltene Gehöfte die Einförmigkeit unterbrechen. Zu dem allem kommt die Spannung, bald das Wahrzeichen des nunmehrigen Roms, die Kuppel von St. Peter, zu entdecken. Da taucht sie hervor, zur Linken werden die Trümmer einiger Aquäduce sichtbar und ehe du dich's versiehst, tönt es an dein Ohr «Roma». Das moderne Rom macht mir einen behaglichen, angenehmen Eindruck, denn in ihm schlägt ein Puls, der vorteilhaft

absticht von der Schwäche desjenigen unter dem päpstlichen Regiment. Dieses gab der Stadt eine von der heutigen allerdings verschiedene Physiognomie, das Verschwinden der vielen päpstlichen Kutschen mit den gepuderten Dienern, auch hie und da einer alten Mauer, mögen freilich einige nicht verschmerzen. In letzterer Hinsicht steht es aber weniger schlimm, als der Lärm darüber erwarten liesse. Professor Michele Stefano de Rossi, der berühmte Archäologe, dessen Bekanntschaft zu machen ich meinem guten Freunde in Mailand verdankte, sorgt dafür, dass den Altertümern kein Haar gekrümmt werde. Dass das neue Leben hie und da die Beseitigung eines Hindernisses neuern Datums verlangt, ist nicht zu umgehen. Beruhige man sich. Villa Borghese ist noch immer das Bois de Boulogne der Römer; und Villa Pamfili, die schönste der Villen auf dem Erdenrunde, wird kaum je verschwinden. Auf dem Wege zu ihr, bei den mächtigen Fontänen der Acqua Paolina, entdecken wir zur Rechten eine seit unserem letzten Besuche neu entstandene Anlage. Sie reicht von da bis zum ehemaligen Kloster Sant' Onofrio. Der Weg führt oberhalb der Hügel, an welche die Gärten der Villa Corsini reichten, über die ganze Länge jener Höhen, so dass man stets die ganze Campagna überschaut; den Horizont begrenzen die Albanergebirge, während die ewige Stadt zu unsern Füßen liegt, ein Gemälde von nie nachlassendem Zauber. Denn das ist eben der Vorzug, welcher am Genuss der Natur haftet, dass letzterer immer und immer an Intensität zunimmt. In diesem Augenblicke hat es mich schon wieder zu den Mauern Aurelians hinausgelockt. Also schnell umgekehrt und rasch zum Forum Romanum hinab mit seinen Triumph-

bogen, Tempeln, Gerichtshallen, der *via triumphalis*, ein so ergreifendes Bild der Vergänglichkeit, dass es mir ganz eigen zu Mute ward, als ich bei meinem ersten Besuche im Jahre 1883, kaum im albergo abgestiegen, dorthin geeilt war. Damals ebenfalls hatte ich einen Grosssohn nach seinem Abiturientenexamen zu diesen Denkmälern einer grossen Geschichte hingeführt. Er hat sich seitdem auch ein Denkmal gesetzt in seinem ausführlichen Tagebuche, das seinen untröstlichen Eltern mit den übrigen Effekten aus Australien, wo seine sterbliche Hülle ruht, gesendet wurde, und Zeugnis ablegt denen, die ihn nicht schon kannten, welch guter Sohn er war. Überall hin gesellte er sich dieses Mal im Geiste zu mir, denn zusammen hatten wir den Stanzen Rafaels im Vatikan, dem Christus in der Transfiguration daselbst und zugleich Jb. Burckhardts Worten darüber (Cicerone. S. 905. Ausg. 1855), den Antiken der capitolinischen Sammlung, der tizianischen Perle im Palazzo Borghese, den Palästen Farnese und Massimi unsere Bewunderung gezollt und am vierhundertjährigen Geburtstage des Urbinaten uns den Zugang zu dessen Fresken in der Farnesina erkämpft. Nach mehrjähriger Vorenthaltung hatte nämlich der Besitzer an jenem Tage die Besichtigung wieder gestattet. Der Zudrang war daher ein ungeheurer. Der Tag wurde zu einem wahren Feiertage für die Römer. Im obern, noch jetzt bewohnten Stockwerke der Villa befinden sich die berühmten Fresken des Sodoma. Da man sie damals nicht hatte sehen können, so trachtete ich diesmal es nachzuholen. Nur mit grösster Mühe gelang es mir; beinahe wollte mir der Schlüssel, der uns sonst alle Türen öffnet, den Dienst versagen. Prächtig

erhalten, wie sie sind, beeinträchtigen diese Meisterwerke der Malerei den wohnlichen Charakter der reich möblirten Räume keineswegs.

Auch bei dieser wie bei meiner frühern Anwesenheit in Rom hatte ich mich zuvorkommender Aufnahme von seiten unseres Ministers, Herrn von Bavier, und seiner lebenswürdigen Familie sehr zu rühmen. Dank der Achtung und Zuneigung, deren er sich allgemein in Rom, auch von höchster Stelle aus, erfreut, befindet er sich in der Lage, seinen Landsleuten wertvolle Dienste zu erweisen, wo und wie er kann. Möge seine gute, der Malaria trotzen- de Gesundheit ihn nie verlassen.

Wir benützten unsern letzten Tag in Rom zu einer Fahrt nach Tivoli in Begleitung zweier junger Landsleute. Ich hatte keine Einwendung dagegen, dass uns nun der Dampfwagen den Berg hinauf bis mitten in das Städtchen führte, denn die Kurven, die er beschreibt, gewähren prächtige neue Ausblicke auf die Wasserfälle. Ich suchte den alten Oelbaum auf, unter dessen Schutze lagernd mein Grosssohn vor sechs Jahren die Cascatelle und das Tempelchen in sein Album gezeichnet hatte, und brach einen Zweig ab, das Symbol des Friedens, zu zieren das verwaiste Stübchen, in welchem der treffliche Junge den Pflichten der Schule oblag.

Die Villa d'Este mit ihren Cypressen wurde leider nicht mehr geöffnet. Sie war verkauft worden, um, wie man sagte, industriellen Zwecken zu dienen. Dafür suchten wir die Trümmer der ausgedehnten Villa Hadriana auf, deren Lage viele malerische Motive aufweist. Sie liegt schon fast ganz in der ebenen Campagna. Es wurde kühl und die Luft in dieser Niederung mochte wohl auch

keine gute sein, und so musste ich diese Exkursion teuer bezahlen.

Denn als wir des folgenden Tages zur Weiterreise in das von mir ersehnte Umbrien aufbrachen, fühlte ich mich unwohl. Ein strömender Regen wurde unser Begleiter und verliess uns auch in Spoleto nicht, wo ich zu rasten gedachte. Ich benützte gleichwohl die Zeit nach unserer Ankunft, um die höchst merkwürdige Lage der Stadt und einige Überbleibsel aus der Zeit der longobardischen Herrschaft in Augenschein zu nehmen, nämlich die sehr hohe spitzbogige Brücke, zugleich Wasserleitung, und nicht weit davon die Kirche S. Pietro, an deren Äusserem einige rohe Skulpturen die Kunst der germanischen Eroberer oder der damaligen Zeit in keinem günstigen Lichte erscheinen lassen. Ich bemerkte einige hübsche ältere Häuser, so eines von mässiger Grösse mit der Aufschrift: «Vivitur in exiguo melius». Diese alte Stadt, welche ich leider nur zum Teil sehen konnte, liess mir einen guten Eindruck zurück. Von dem Kegel, auf dem sie liegt, kann man ohne in das Tal der hier beginnenden umbrischen Ebene hinabzusteigen, in einige höher liegende Paralleltäler gelangen. Die Öffnungen zu denselben und das vielgestaltete, von Ortschaften besetzte Gebirge verleihen der Gegend einen Zauber, dass man sagen möchte, hier sei das Paradies gewesen. Zu diesen meinen Betrachtungen stand mein körperliches Befinden in grellem Kontraste. Ich liess im Speisezimmer ein Kaminfeuer machen, fand jedoch beim Eintreten die gute Stelle durch den schlafenden Kellner besetzt. Zum Glücke für mich weckte ihn ein anderer Gast, der sich das Essen bestellen wollte. In der Nacht fasste ich den

weisen Entschluss, Umbrien für diesmal Valet zu sagen und schnurstracks den häuslichen Herd aufzusuchen. Am Morgen des 17. April bedeckte Schnee das Gebirge bis beinahe ins Tal, was mir das Scheiden erleichterte. So schlimm stand es aber mit dem Wetter nicht, denn bald schien wieder eine warme Sonne und in Florenz kamen wir bei schönstem Wetter an. Hier flickte an mir der Arzt das nötigste, um mir nach drei Tagen die Weiterreise zu gestatten. Mein Grosssohn inzwischen freute sich seines Lebens und erstattete mir jeweilen abends Bericht über seine Tagesmühen. Am Ostermontag, unmittelbar vor Torschluss seiner Ferien, händigte ich ihn wohlbehalten seinen Eltern wieder ein.

III.

FOLIGNO.

Das irdische Paradies, welches ich in der Gegend, da man von Spoleto nach Trevi fährt, entdeckt hatte und vor einem Jahre undurchforscht plötzlich hatte verlassen müssen, — dass ich daselbst die von alten und neuen Dichtern gefeierten Quellen des Clitumnus und das von Plinius dem jüngern uns beschriebene, dem Flussgotte geweihte Heiligtum nicht hatte aufsuchen können, hatte in mir eine Sehnsucht, dorthin wiederzukehren, zurückgelassen, die mich seitdem nie verliess. Ich schwankte, ob ich es mir erlauben solle, ob ich es dürfe.

Das Frühjahr des Jahres 1890 war bei uns mit seltener Pracht eingezogen. Die Naturgemälde, welche ich auf meinen Gängen von Binningen aus über das fruchtbare Bruderholz in das Birstal bewunderte, liessen in mir bisweilen die Frage aufsteigen, ob ich mir nicht an den Schönheiten unserer Umgegend genügen lassen solle, anstatt wiederum in die Ferne zu schweifen. Denn die Lage Basels ist eine derartige, dass sie dem Naturfreunde die grösste Abwechslung landschaftlicher Genüsse bietet und mit den gepriesensten Lagen anderer Städte in Europa wetteifert. Im Auslande weiss man es allerdings kaum, aber so ist es, und so hat sich einst der Geograph Ritter ausgesprochen, als er von der Batterie aus das von Jura, Vogesen und

Schwarzwald begrenzte, mit alten Burgen und blühenden Ortschaften geschmückte Rheintal überschaute. Und wandere man den Wartenberg hinauf, oder nach St. Chrischona, oder nach Oettlingen, die Aussicht bleibt überall eine gleich entzückende.

Meine kühlen Erwägungen wurden dann wieder durchkreuzt durch die Lockungen der Reize, welche das Neue und Unbekannte auf uns ausübt. Das Auge verlangte wieder nach Cypressen, Pinien und Ölbäumen, das Ohr nach jenem «soft bastard Latin», welches auch dem Beppo des Lord Byron (Stanze 44) so gut gefiel. Und doch war ich noch nicht daran, mich zu ergeben. Die Trennung von Hause fällt uns schwerer, je älter wir werden, auch wenn unsere zurückbleibende Penelope, grossmütig und uneigennützig uns den Genuss gönnend, das Opfer bringt. Dann hat das Alleinreisen seine Kehrseite. Der Genuss ermangle der Würze, sagt man, wenn man ihn nicht mit Andern teile. Der Mitgenuss des Andern, der Gedankenaustausch sind allerdings auch wieder ein Genuss, allein wir laufen dabei Gefahr, dass unsere Beobachtung und unser Urteil an Schärfe einbüsse. Was das unheimliche Gefühl der Einsamkeit betrifft, so lassen es die vielen Eindrücke, die Zerstreuung, denen man durch das Gesehene und Gehörte ausgesetzt ist, je nach der Individualität bald schwächer, bald stärker aufkommen. Auf sich allein beschränkt zu sein befördert in der Ruhezeit eine wohlthätige, zugleich auch nützliche Sammlung.

Meiner Ungewissheit machte die erwünschte Gelegenheit ein Ende, in Gesellschaft meiner Tochter bis nach Mailand reisen zu können, wo sie mit meinem aus Turin kommenden Schwiegersohne zusammentreffen sollte, um

sich nach Venedig zu begeben. Um mein Ziel nicht etwa wieder zu verfehlen, beschloss ich diesmal, geraden Weges darauf loszusteuern. Doch gönnte ich mir einen Tag Aufenthalt in Mailand, um Herrn Professor Stoppani zu begrüßen und mir von ihm einige Aufschlüsse über Umbrien geben zu lassen. Er lud mich auf den Abend zum «pranzo» ein, wo ein unvergleichlicher «risotto alla milanese» la pièce de résistance war und ich inmitten einiger seiner zahlreichen Geschwister, Neffen und Nichten recht vergnügte Stunden zubrachte, denn in diesem echt italienischen «ambiente» wurde mit Scherzen nicht zurückgehalten.

In Florenz bezog ich diesmal ein stilles Quartier am Lungarno, San Miniato gegenüber. In der Pensione Lucchesi ist grosse Reinlichkeit und es herrscht ein guter Ton daselbst. Nur Deutsche und Engländer scheinen dort abzustiegen. Sie essen an zwei Tischen getrennt. Mein Platz wurde mir am Ende der deutschen Tafel angewiesen, zu meiner Linken hatte ich ein Fräulein aus Königsberg, zur Rechten zwei gutherzige Schwestern aus Berlin. Lange war ich blosser Zuhörer der Gespräche dieser drei Damen. Als sie aber auf die italienische Sprache zu reden kamen und jenes Fräulein behaupten wollte, man bedürfe sieben Jahre, um sie recht zu erlernen, war ich so frei mich einzumischen und einzuwenden, dass dies doch viel gesagt sei und dass es darauf ankomme, ob es sich um Hänschen oder um Hans handle, dass für letztern die Feinheiten und besondern Redensarten der sogenannten «lingua parlata», d. h. der Umgangssprache, allerdings mehrjährige Arbeit erforderten, während 18- und 20jährige Hänschen sie ungleich leichter bewältigten. Mit meiner Bemerkung kam ich meinen

Nachbarinnen rechts wie gerufen, denn sofort schienen sie mich für einen vertrauenswürdigen Ratgeber anzusehen und fragten mich, welchen Büchern sie den Vorzug geben müssten, um rasche Fortschritte im heutigen Italienisch zu machen. Ich riet ihnen, dem Worte «multum — non multa» zu huldigen, wenige Bücher, dieselben aber mit aller Aufmerksamkeit zu lesen, und nannte ihnen die «pagine sparse» und «la vita militare» von De Amicis, natürlich die «promessi sposi» von Manzoni, dann das «bel paese» von Stoppani, die Briefe des Giusti und, wenn sie dazu Lust hätten, den durch und durch klassischen Leopardi, Bücher von anregendem Inhalte, von verschiedener Schreibweise und einem grossen Wortschatze, während in den Romanen immer nur dieselben Worte sich wiederholten und der Inhalt ja keinen Nutzen biete. «O ja, doch auch bisweilen,» meinte mein Fräulein zur Linken, «zum Beispiel die von Farini.» Ich nahm die Bemerkung mit einem «So?» auf, und fuhr weiter mich dahin zu äussern, dass auch die Lektüre des italienischen Wörterbuches der lingua parlata von Rigutini und Fanfani sehr fördernd sei, dass man überhaupt wohl daran tue, sich sobald als tunlich von dem zweisprachigen Wörterbuche zu emanzipiren und sich an das einsprachige zu halten, der Nutzen davon sei einleuchtend und so weiter.

Dass das von mir genannte Wörterbuch sich einer grossen Verbreitung in Italien erfreut, ist ein günstiges Zeugnis für das Bestreben der Nation, sich eine korrekte Sprache anzueignen und die Provinzialismen, da, wo sie vom Übel sind, abzulegen. In dieser Hinsicht muss auch den Franzosen nachgerühmt werden, dass es bei ihnen sehr Übung ist, sei es den grossen oder den kleinen

Littré bei der Hand zu haben, während wir Völker deutscher Zunge noch rat- und hilflos dastehen, wenn wir über ein Wort im Zweifel sind. Professor M. Heynes in Göttingen Unternehmen ist daher ein sehr verdienstliches. Die baldige Vollendung seines Wörterbuches wird allen erwünscht sein, welchen die sorgfältige Pflege der deutschen Muttersprache nicht gleichgültig ist und welche die eingetretene Stockung im Erscheinen des Grimmschen Wörterbuches bedauern.

Zur Feier des fünfhundertjährigen Jubiläums der durch Dante verherrlichten Beatrice Portinari fand damals in Florenz eine Ausstellung von in Italien verfertigten weiblichen Arbeiten statt, worunter Stickereien und Gewebe, dazu einige durch Arbeiterinnen bediente Webstühle das Sehenswerteste waren. Der Glanzpunkt aber dieser Ausstellung soll, und zwar bei der Eröffnungsfeierlichkeit, ein Vortrag meiner Freundin aus Perugia über die «Beatrice» gewesen sein. Ich kam leider post festum, verweilte aber dennoch einen Tag, den ich natürlich auch den Gemädegallerien widmete. In der Tribuna der Uffizien hatte man einer Kopistin zulieb die schöne Herzogin von Urbino tiefer gehängt, so dass man das unerreichte Kolorit Tizians aufs genaueste betrachten konnte. Leider sah ich, dass stellenweise die Farbe sich vom Tuche ablöst, so dass man sie wohl durch Glas wird schützen müssen. Wir können uns glücklich schätzen, so viele Erzeugnisse höchster menschlicher Kunst vor ihrem Untergange, dem sie früher oder später anheimfallen müssen, noch zu besitzen. Leider ist es nicht der Zahn der Zeit allein, der ihnen verderblich wird. Vieles rauben uns unsere Sorglosigkeit und die Wechselfälle, denen alles

auf Erden ausgesetzt ist. So musste vor kaum 24 oder 25 Jahren eines der schönsten Ölgemälde Tizians, St. Peter Martyr in Venedig, ein Raub der Flammen werden. Die schöne Landschaft ist mir unauslöschlich in der Erinnerung geblieben. Ich frage mich oft, warum die Italiener sich der Landschaft überhaupt nicht mehr zugewendet haben, und bedaure es, denn das wenige, was sie uns in dieser Hinsicht, und zwar meist als Beigabe zum Hauptgegenstande hinterlassen haben, beweist ihre Virtuosität und Befähigung auch in diesem Fache. Ich halte mich nie im Palazzo Pitti auf, ohne zum Walde der Philosophen von Salvator Rosa zu pilgern.

Es war ein schöner, warmer Tag, als ich am 13. Mai sehr früh in Florenz den Eisenbahnzug bestieg, der mich, zwar erst am Abend spät, nach Perugia bringen sollte, denn Cortona, die alte Etruskerstadt, hart an der umbrischen Grenze, sollte mir diesmal nicht entgehen. Grau und wie unbewohnt schaut sie mysteriös von hoher Warte auf den Wanderer in der Ebene herab. Warum der sogenannte Eilzug hier anhält, begreift man nicht recht. Wir waren unserer vier, welche an der Station am Fusse des Berges ausstiegen, eine ungewöhnliche Anzahl, wie mir schien, denn die drei Mitreisenden, welche mit mir das vierplätziges Wägelchen bestiegen, das uns hinaufschaffen sollte, gehörten zusammen und waren aus Florenz zu gleichem Zwecke hergekommen. Zwei der Herren waren Deutsche, der dritte ein Italiener. Ich fand es, da sie sich als Architekten zu erkennen gaben, gleich heraus, dass der eine von ihnen Herr von St. sein müsse, für welchen mein junger Landsmann L. bei der Aufnahme von Bauten aus der Renaissancezeit in Florenz beschäftigt gewesen war.

Und so war es auch. Halbwegs am Berge, an welchem durch fruchtbare Gelände eine neue Strasse in vielen Windungen hinaufführt, wurde bei der Kirche Madonna del Calcinaio, einem hübschen Renaissancebau, dessen verwahrloster Zustand sowohl dem leicht verwitternden grauen Sandsteine als der Nachlässigkeit der zuständigen Behörde zuzuschreiben ist, ausgestiegen. Die Lage ist freilich eine sehr vom Verkehre mit der Stadt abgeschiedene. Endlose steile Gassen und Wege führen von der Stadt zu den Überbleibseln des Kastells hinauf, von dessen Turm man einen Teil des Trasimenischen Sees und der Chiana-Ebene übersieht, ein grossartiges Gemälde, das man bei einem schönen Sonnenuntergang sehen möchte, während ich dagegen, von einem plötzlichen Gewitterregen überfallen, um meinen Regenschirm seufzte, der mir nun, das einzige Mal auf der ganzen Reise, die besten Dienste geleistet haben würde. Cortona ist eine gefallene Grösse. Die frühere Blüte ist aus dem bedeutenden Umfange, den, wie man sagt, etruskischer Zeit entstammenden mächtigen Stadtmauern, den vielen schönen, alten Wohnungen, den Kirchen und freien Plätzen zu entnehmen, welche einen Besuch immerhin rechtfertigen. Des Grases in den Strassen sieht man überall genug, aber nirgends eine Spur von Handel und Gewerbe. Nur die Cafés stehen noch leidlich aufrecht. Aus einem solchen kam ein langer Kerl auf mich zugesprungen, um mir als Führer zu dienen. Ich gesellte mir ihn zu, um meine psychologischen Kenntnisse zu bereichern. Zu wiederholten Malen trachtete ich aus ihm herauszubringen, was er eigentlich treibe. Gar nichts muss es gewesen sein, denn er wusste immer der Antwort auszuweichen. Dieses

«gar nichts» schien mir auch auf den Sohn des Gastwirts zu passen. Den Leuten ist wohl nur mit einer Ortsveränderung zu helfen.

Die Architekten waren ihre Wege gegangen; wir fuhren aber wieder zusammen zum Bahnhof hinab, wo wir auch unsere Karten austauschten.

Es war inzwischen Nacht geworden, als ich hoch vor mir in der Ferne am Himmel eine Unzahl Lichter in langer Reihe bemerkte. Es war Perugia, die nicht mit äusserm Prunke sich brüstende Stadt, welche in der Nacht die Aufmerksamkeit in so auffälliger Weise auf sich zog. Um dem Corso näher zu sein, bezog ich diesmal mein Quartier im Hôtel de la Poste, wo alles nach Zufriedenheit war, bis an meine Zimmertüre, die man nicht schliessen konnte. Früh am andern Morgen empfing mich Frau Alinda Brunamonti mit der gleichen Herzlichkeit, mit welcher sie sich vor zwei Jahren von mir verabschiedet hatte. Unser Verkehr war eben während dieser Zeit mittelst einiger Briefe wach gehalten worden und wird auch künftig bei passenden Gelegenheiten fortbestehen. Ja, ich gebe die Hoffnung nicht auf, mich noch einst, wie sie es so sehr wünscht, mit der Signora Amalia bei ihr einzufinden. Grand Hôtel Baruffi, für Damen sehr empfehlenswert, soll ein zweiter Schweizerhof sein, dafür haben die Engländer gesorgt.

Weiter ging noch an demselben Vormittage die Reise ins gelobte Land, dahin, wo ich für einige Tage mein Hauptquartier aufschlagen wollte, nach Foligno, dem Zentrum nicht bloss Umbriens, sondern auch Mittelitaliens, da die Strassen, welche das tyrrhenische Meer mit dem adriatischen und den Norden mit dem Süden

verbinden, hier zusammentreffen. Diese glückliche Lage, die fruchtbare Umgegend und das vom nahen Gebirge entsendete Flüsschen Topino haben hier von Alters her den Verkehr und die Gewerbe begünstigt. Im 13. Jahrh. wurde hier die Münzstätte für Umbrien errichtet, und in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. wurde hier durch Hans Neumeister, welchem der einsichtige Regent Emiliano Orfini gastliche Aufnahme gewährte, die Buchdruckerkunst eingeführt. Im Jahre 1470 erschienen hier einzelne Schriften des Aretin und des Cicero, und 1472 der erste Druck von Dantes göttlicher Komödie. In der Stadt herrscht ein reges Leben. Wie Gsell-Fels in seinem Führer sagen kann, dass sie im Jahre 1833 vom Erdbeben fast gänzlich zerstört worden sei und nun ein ganz modernes Aussehen besitze, ist mir unbegreiflich. Mir fielen im Gegenteile in mehreren Strassen schöne öffentliche und Privatbauten ältern Datums auf; auch die Kirchen sind noch so vorhanden, wie zur Zeit vor dem Erdbeben.

Ein recht behagliches Gefühl kam über mich; als ich nach einem ersten Gange durch die freundliche Stadt, gut aufgehoben bei freundlichen Wirtsleuten von feinem Auftreten in unmittelbarer Nähe des giardino pubblico, das Bewusstsein hatte, mit den Händen gleichsam zu jeder Stunde nach all dem greifen zu können, wonach ich mich seit einem Jahre gesehnt hatte. Ich lenkte meine Schritte zuerst nach dem nahen Spello, dem Hyspellum der Römer. Wie Assisi am nördlichen, so liegt das ihm in der Bauart ähnliche Spello am südlichen Ende des Monte Subasio. Dem Wagen, am antiken Tore angekommen, ist die Weiterfahrt versagt, denn der mit Backsteinen gepflasterte

Weg, bald Gasse, bald Gässchen, folgt nun dem steilen Berggrat. Nur einmal erweitert er sich zu einem grössern Platze, der uns denn doch den Beweis gibt, dass wir uns noch im zivilisirten Europa befinden und nicht in einem arabischen Neste. Die finstern Winkel, die Hühner-treppen, die absonderliche Einrichtung der meist geöffneten Wohnungen veranlassen uns zu neugierigen Seitenblicken. Aber endlos ist das Steigen: «Führt denn dieser Weg zum Himmel?» fragte ich bald oben angekommen einige Weiber. «Ja wohl,» erwiderten sie und zeigten mir die Himmelspforte, auf den Eingang zu einem kleinen Waisenhouseweisend, welches auf dem Gipfel der Anhöhe auf der Stelle einer frühern Befestigung erbaut ist. In recht verbindlicher Weise führte mich ein Lehrer daselbst im Gemüsegarten umher, da dort allein ein Überblick über die Umgebung möglich ist.

Sollte man es glauben? selbst in einem Spello kommen wir mit Pinturicchio und seinem Lehrer zusammen. Sechs Kirchen zählt nämlich der kleine Ort, der übrigens auch andere architektonische Ausbeute gewährt und sein kleines Museum besitzt. Von einem Amphitheater in der Ebene ist nur noch der Grundriss sichtbar. In einiger Entfernung davon bemerkte ich einen durch hohe Cypressenalleen gezierten, terrassenförmig angelegten Garten mit einer unbewohnten Villa; diese Besetzung war, wie mir mein Kutscher sagte, vor kurzem um wenig Geld in geistliche Hände übergegangen. Eine Lücke ermöglichte uns den Eingang und bald begegneten wir einem Frate, der einigen Arbeitern seine Befehle gab und uns bereitwillig die Erlaubnis zur Besichtigung der Villa gestattete d. h. des Gartens, denn

das Gebäude, nun sehr verwahrlost, wäre geschlossen und einstweilen nur von Schlangen bewohnt.

Solcher nun kläglich aussehender vornehmer Bauten inmitten eines weiland schönen Gartens mit dazu gehörenden Grundstücken, welche an und für sich einträglich wären, gibt es aller Orten in Italien zu kaufen. Würde das Land nicht noch sehr kranken, sie fänden wohl bald ihre neuen Meister. Zwar der heutige Marasmus ist mit demjenigen vor 40 Jahren nicht mehr zu vergleichen und die Elemente wären vorhanden zu weiterer Gesundung, aber noch dringt bei den Regenten der Nation die Einsicht nicht durch, dass das bergerfüllte Hesperien ein vorwiegend agrikoles Land ist und bleiben wird, welchem versagt ist, in der modernen Industrie und dem Welt-handel eine grosse Rolle zu spielen, und welches sich daher auch versagen sollte, eine Rolle wie andere europäische Grossstaaten spielen zu wollen, wobei die besten Kräfte der Nation in politischem Gebahren verloren gehen, statt im Lande nutzbringend verwendet zu werden.

Wahrlich, es täte ein zweiter Vergil not, der auf des Herrschers Geheiss dem heutigen Geschlechte und seinen Erwählten in wohlklingenden Terzinen es zu Gemüte führte, die Abwege zu verlassen und in die Bahn einzulenken, auf welche örtliche Lage, bevorzugte Bodenbeschaffenheit und relative Grösse des Landes hinweisen. Dies waren die Gedanken, welche mich auf dem herrlichen, nun verwaisten, ebenso schön als bequem gelegenen Grundstücke bei Spello unwillkürlich beschäftigten.

An einem frühen Morgen sodann begab ich mich mit meinem Kutscher weit ins Land hinaus, unebenen Wegen folgend, welche zum hochgelegenen Städtchen

Montefalco führen, dem man das Prädicat der «*ringhiera dell' Umbria*» beigelegt hat, weil man hier wie von einer Rednerbühne aus, einen weiten Überblick hat. Derselbe reicht nämlich von Perugia bis Spoleto. Ich schlenderte durch die Strassen, welche, da es ein Sonntag war, von Volk wimmelten. Vor einem hübschen Hause blieb ich stehen. Ein neben mir stehender Mann, den ich darüber befragte, nannte sich selbst als dessen Besitzer und bot sich an, mich in dasselbe hinaufzuführen, da er einen schön geschnitzten Christus und einen Guercino besitze. Gerne nahm ich sein Anerbieten an. Mein erster Eindruck war der, dass man in solchen Wohnungen allerdings vor Feuersgefahr sicher sei. Die Treppen, ganz von Stein, ruhen auf den mit jedem Stockwerk sich verjüngenden Mauern. Die beiden Kunstgegenstände bot mir der Besitzer zum Kaufe an, allein ich hatte nur zu sehr Ursache mich nicht darauf einzulassen. Dann führte er mich noch in das Nebenzimmer und meinte, die Räume würden sich zu einem Sommeraufenthalte für meine Familie eignen. Hell und gross genug wären sie gewesen, aber für alles übrige, wie wenig einladend! Der hübsche Mann selbst schien mir nicht hinein zu passen. Eine gute Luft geniesst man in Montefalco, dessen Höhe 462 Meter über Meer ist. Selbst auch dieser Ort hat seine kleine Pinacoteca, in welcher, wie auch in den Kirchen, sehenswerte Gemälde und Fresken, so namentlich von Benozzo Gozzoli enthalten sein sollen. Ich liess dies auf sich beruhen, denn die Gemälde im Freien nahmen mich an dem schönen Tage ausschliesslich in Anspruch.

So ging es wiederum den Hügel hinab durch die fruchtbarsten Gründe, wo Halmfrüchte, Olivenbäume und

Reben dem Freunde des Landbaues eine stetige Unterhaltung gewähren. Der Maulbeerbaum kommt seltener vor. Der Weinrebe gibt man statt desselben den kleinblättrigen Ahorn oder die Ulme zum Genossen, wie schon laut Vergil zur Zeit des Augustus.

In hochgespannter Erwartung erreichte ich die Strasse, welche, wie vor 2000 Jahren Hannibals Völker und später die Scharen der Goten, heute noch den friedlichen Vetturino den Berg entlang nach Spoleto und weiter nach Rom führt.

«Ecco le Vene», rief plötzlich der Kutscher, auf ein nahes Gehöfte zeigend, das dicht am Berge in der Talsohle sich befand und auch le Vene di Campello oder di Piscignano genannt wird. Es war die Stelle, welche Plinius der jüngere im folgenden Briefe VIII, 8 an seinen Freund Romanus beschreibt: «Hast Du je den Clitumnus gesehen? Wenn noch nicht, wie ich glaube, denn sonst würdest Du mir davon gesprochen haben, so suche ihn auf, wie auch ich, leider zu spät, es getan habe, am Fusse eines von alten Cypressen beschatteten Hügels; aus diesem heraus quellen mehrere grössere und kleinere Adern (Venæ), die sich zu einer Wasserfläche von solcher Reinheit und Durchsichtigkeit vereinigen, dass Du jedes Steinchen und Stückchen Geld in der Tiefe zählen kannst. Der Abfluss des Wassers wird zu einem schiffbaren Flüsschen, das breit genug ist, dass die auf- und abwärts Fahren den einander leicht ausweichen können, und so reisend, dass erstere mit aller Kraft rudern müssen. Viele gehen daher zum Zeitvertreibe dorthin. Die Ufer sind mit Eschen und Pappeln bewachsen, die sich im Flusse auf täuschende Weise widerspiegeln. Das Wasser ist

so kalt wie Eis, auch an Farbe ist ihm es gleich. In der Nähe befindet sich ein alter heiliger Tempel, in diesem der Gott Clitumnus, eingehüllt in Gewand und Oberkleid, Orakelsprüche denen verabfolgend, die Beistand und Weissagung von ihm begehren. Rings herum in grosser Zahl sind kleine Heiligtümer (Kapellen). Sie gehören verschiedenen Göttern, deren jeder seinen eigenen Kultus hat. Einige haben noch ihre Quelle, denn ausser der grössten Quelle, welche gleichsam die Mutter aller ist, sind noch viele kleinere vorhanden, die sich gleicherweise im Flusse verlieren. Über diesen ist eine Brücke geworfen, welche die geweihten Stellen von den ungeweihten scheidet. Oberhalb derselben ist Dir bloss gestattet im Kahn zu fahren, unterhalb ist Dir aber zu schwimmen erlaubt. Auch haben die von Spello mit des göttlichen Augustus Erlaubnis öffentliche Bäder dasselbst eingerichtet mit Wohnungen dabei. Und es fehlt nicht an Villen längs des Flusses, welche zu bauen die Anmut des Ortes veranlasste. Nichts überhaupt ist dasselbst, woran Du nicht Gefallen finden würdest. Auch zu Studien wird es Dir nicht an Stoff fehlen, denn an allen Säulen und auf allen Wänden wirst Du Inschriften lesen von solchen, die der Quelle und dem Gotte ihre Huldigung dargebracht haben. Die meisten wirst Du loben, etliche belächeln, doch wie ich Dich kenne, so gut wie Du bist, keine bspötteln. Lebe wohl.»

So weit Plinius. Die «Venæ», von denen er schreibt, haben sich in dem heutigen Namen des Gehöftes «le vene» erhalten. Aber auch in natura sind ihrer noch mehrere vorhanden, dieser Wasseradern, wenn schon ein grosser Teil der frühern Menge infolge des Erdbebens

von 440 oder 446, welches während mehrerer Monate auch andern Gegenden, so der Stadt Konstantinopel, hart zusetzte, verloren ging. Hell wie Krystall, wie noch vor bald zwei Jahrtausenden, sprudeln sie unter dem Berge hervor, in die Ebene sich ausbreitend und die Anfänge zum nun in ruhigerem Tempo dahinfließenden, Segen spendenden Clitunno bildend. Jene Pappeln, welche Plinius sah, wir begrüßen sie heute in ihren Enkeln, die sich auch heute noch, nicht weniger scharf als damals jene, im Wasser spiegeln. Eine Metamorphose hat allerdings das Tempelchen erlitten. Das Erdbeben hat das frühere zu Boden geworfen mit den Kapellen ringsum. Aus den Trümmern, deren noch viele da liegen, wurde das jetzige wieder aufgebaut, wozu Säulen verschiedener Ordnungen verwendet wurden. Seitdem wurde es zu einer christlichen Kapelle eingerichtet. Es tut aber auch so noch seine Wirkung und ziert die Gegend. Wohl hat die Örtlichkeit infolge der im Verlaufe der Zeit über sie ergangenen Unbilden von den frühern Reizen eingebüßt, aber sie besitzt deren sichtbare und unsichtbare immer noch genug, dass ich, von ihnen bestrickt, an dem schönen Abend so deutlich wie wohl auch seiner Zeit Plinius und sein Freund Romanus, zwischen den Pappeln und den Gebüsch am Wasser die Nymphen und Faune sehen konnte, den Fuss zum Tanze erhebend und ihre Spiele treibend, wie sie Vergil in dem mir seit meiner Jugend im Ohre nachklingenden Hexameter besingt:

«Ferte simul Faunique pedem Dryadesque puellae.»

(Georgicon I. 11.)

Ich bückte mich zum klaren Born und tat einen Schluck daraus. Es muss dies häufig geschehen, denn

ein Mädchen hatte schon ein Glas in Bereitschaft, es dem Wanderer zu reichen.

Die Wasser des Clitumnus hatten, als ihm noch göttliche Verehrung gezollt wurde, die Eigenschaft, so erzählt Plinius, der Onkel unseres Briefstellers, den in ihm getränkten Rindern weisse Farbe zu verleihen. Wie sehr weisse Rinder geschätzt wurden, überliefert uns ebenfalls Vergil in Georg. I, 15, wo er von Pans, des Gottes der Hirten, Reichtum singt:

« cui pingua Ceae

Ter centrum nivei tondent dumeta juvenci.»

Dass also Pan, der Gott, sich dreier Hunderte an den Hecken der Insel Ceos rupfender schneeweisser Rinder rühmen konnte, galt als etwas ausserordentliches.

Vergangenheit und Gegenwart übten auf mich ihre Zauber, als ich bei untergehender Sonne zur Rückkehr aufbrach.

Zwischen le Vene und Foligno liegt an den Abhängen des monte Petino in einer Höhe von 400 Meter über Meer, rings von Mauern umgeben, das trotzige Trevi, l'aprica Trevi d. h. das sonnige, lachende, so benannt, weil die üppigen Olivenbäume und Reben, welche die Stadt umgeben und durch welche die Zufahrt sich emporwindet, der Sonne zu keiner Tagesstunde beinahe entbehren. Der in der Ebene vorbeifliessende Clitunno heisst von nun an Meandro, bei seinem Eintritt in das Gebiet von Bevagna aber ändert er auch diesen Namen in denjenigen von Timia. In der locanda, d. h. einem bäuerlichen Wirtshause, werden einem die Forellen des Flösschens vorgesetzt nebst einem Brot und einem vom Wirte selbst gebauten Weisswein, die ich der Güte

wegen nicht unerwähnt lassen kann. Wir befinden uns eben hier inmitten der gesegneten Gefilde zwischen Spoleto und Foligno, aus denen mich vor einem Jahre Unwohlsein vertrieben hatte. Dem Orte sieht man die Behäbigkeit der Einwohner an, so auch, wie früher schon bemerkt, der ganzen von weissen Gehöften und Dörfern besäten Gegend. Sie genau zu erforschen würde eine Woche nicht genügen, denn mit jedem Tage liessen sich die Ausflüge vom Standorte Foligno aus wechseln. Jeder der sieben Orte, welche zusammen die Rose Umbriens bilden, wie ein kleiner von Dr. Bragazzi verfasster Führer sagt, ist von geschichtlichem und artistischem Interesse. Um Foligno, der Mitte der Rose, gruppirt er als sechs Blätter Spello, Assisi, Nocera, Trevi, Montefalco, Bevagna. Und er hätte füglich Spoleto und Todi, seines Domes wegen höchst sehenswert, beide auch sehr nahe, noch beifügen können. Dieses lehrreiche Buch erliess mir auf meinen Wunsch der dienstfertige Wirt in Foligno bei der Abreise. Man könnte sich versucht fühlen, von Foligno aus Aquila aufzusuchen am Fusse des Gran Sasso d'Italia, dem höchsten Gipfel des Apennin, dem bis vor wenigen Jahren noch als unzugänglich geltenden, bis Schweizer Alpenklubbisten das Gegenteil bewiesen. Auch nach Loreto dürfte es uns ziehen, wo an festlichen Tagen die schönen Gestalten aus den Abruzzen in der kleidsamen Tracht zu sehen sind. Jedoch mein Reiseplan stand fest. Zwar besteige ich den Zug nach Ancona, aber nur bis zur Wasserscheide soll er mich führen. Freundlich und fruchtbar ist auf dieser Strecke der Apennin, auch wasserreich. In dem bisweilen sich sehr verengenden Tal hört man die Gewässer des Topino und die Bäche rauschen.

Das saftige Grün, die vielen Eichen, die kühlere Temperatur erinnern an die Schweiz. Nocera und Gualdo Tadino sind belebte Stationen, weniger so Fossato, unmittelbar herwärts des grossen Tunnels durch den Apennin. Hier sind die Berge baumlos, auf ihnen weiden Schafe, welche zur Sommerszeit aus dem Süden hieher wandern. Von Fossato zweigt sich eine seit einigen Wochen in Betrieb gesetzte Regionalbahn nach Gubbio ab, einem andern meiner Reiseziele. Da ich zwei volle Stunden auf den Abgang des Zuges warten müsste, so besteige ich sofort den einzigen Einspanner an der Station, wobei ich am Kutscher einen Cicerone gewinne, der mich über die Besitzer der «tenute» (Güter) an den Talwänden aufklärt. Es sind unter andern die Torlonias und andere Herren aus Rom, welche in diesem bewaldeten und wohlbebauten Kalkgebirge, das von einem rührigen Menschenschlage bewohnt ist, die Sommerfrische aufsuchen. Krönte nicht hie und da statt einer Burgruine ein verlassenes Kloster die malerische Anhöhe, man könnte sich ins Baselbiet versetzt fühlen.

Ehe ich mich's versehe ist Gubbio erreicht, das Iguvium der Römer, eines der sehenswertesten Städtchen in ganz Italien. Was Gsell-Fels in bündigen Worten darüber schreibt, ist höchst zutreffend. Die Nordseite hat völlig den mittelalterlichen Charakter bewahrt, so dass man in den engen, jedoch reinlichen Gassen mit den hohen dunkelbraunen Häusern, Dante, welcher des Ortes lobend erwähnt, im roten Gewande einherwandeln sieht. Einige der Gassen, wie z. B. jene, welche zum Dome führt, sind so steil, dass man nicht begreift, wie sich's bei starkem Regen auf dem glatten Steinpflaster gehen lässt. Denn

Gubbio liegt an dem hohen Monte Calvo, auf dessen Höhe die Kapelle des S. Ubaldo sich befindet, des Schutzheiligen des Ortes. Am Tage meiner Ankunft feierte man gerade sein Fest, was ich sofort benützte, um zum Dome hinaufzusteigen, einem schönen einschiffigen, gotischen Bau. Über eine Stunde genoss ich die Kühle darin, den Gesang und das Orgelspiel. Mit Andacht schien das viele Volk auf die hübsche, oft in raschen Tempi sich bewegende Musik zu horchen, gegen die ich für meine Person nichts einzuwenden hatte, die jedoch mit unsern Begriffen über Kirchenmusik durchaus nicht im Einklang stand, wenn schon jedes Stück mit dem sogenannten Choralschlusse endete. Der merkwürdigste Bau dürfte wohl der aus wuchtigen Quadern in gotischem Stil aufgeführte, nun öde Palazzo dei Consoli sein, zu dessen Zinnen eine Unzahl Treppenstufen hinaufführen. Im Palazzo del Municipio zeigte man mir die sieben wohlverwahrten eugubinischen Erztafeln mit längern Inschriften auf beiden Seiten, und zwar fünf Tafeln mit umbrischen Schriftzeichen von rechts nach links, zwei Tafeln mit lateinischen. Die früher berühmte Kunstsammlung im Palazzo Brancaleoni ist leider nicht mehr vorhanden.

Eine Wanderung in die Kreuz und Quere aufs Geratewohl durch so eigenartige Örtlichkeiten ist immer zu empfehlen. So geriet ich auch auf einen Platz, wo Seiltänzer zu Ehren des S. Ubaldo ihre Bude aufgeschlagen hatten, ein älteres Ehepaar mit einem erwachsenen Burschen und ein jüngeres Paar mit einem Grüppchen kleiner Kinder, die beiden Damen in einem Aufputze, der auch ohne das Gedröhne der grossen Trommel

und die Anpreisungen der beiden Künstler und ihrer Eehälften die Aufmerksamkeit aller Vorübergehenden hätte auf sich ziehen müssen. Auch ich schaute mit Ergötzen dem Treiben vor der Bude zu, und als nun das Schauspiel innerhalb derselben beginnen sollte, so gab auch ich meine zwei Soldi am Eingange ab. Ich erinnerte mich nicht jemals andere Seiltänzer gesehen zu haben, als solche auf Helgen (Bildern). Der Führer der Bande, ein baumlanger Kerl, kündete mit emphatischen Worten an, dass nun «la prima ballerina» sich produzieren würde. Es war die ältere der beiden Tänzerinnen, eine voluminöse Gestalt, die, was ich vorher für unmöglich gehalten haben würde, sich unter fortwährendem Trommellärm ihrer Aufgabe auf dem Seile bestens entledigte, bisweilen sogar mit beiden Füßen dasselbe verlassend und sie in der Luft kreuzend. Die Länge und Schwere der Balancirstange war es, welche den Körper an die Stelle bannen half. Alsdann kam der jüngere der beiden Männer, der lange Kerl, an die Reihe und gab seine Luftsprünge zum besten. Während derselben bemerkte ich, wie seine junge Frau ein Knäbchen, das schon in Höslein und Schuhen steckte, an der Brust hatte und stillte. Wie fatal, dachte ich, nun kommen wir um die Produktion der wirklichen «prima ballerina». Doch keineswegs. Denn als der Gemahl seinen letzten Sprung tat, schickte sie sich an, ihn abzulösen, nahm das Büblein von der Brust und setzte es auf eine Bank, wo der «bajazzo» seine Tränen zu stillen suchte. Bald hatte sich die Mutter zurecht gemacht und lächelnd nahm sie die Balancirstange in Empfang. Aber wie hatte sich die Miene verändert, als sie leicht und graziös auf dem Seile schwebte. Sich

der Gefahr bewusst, vielleicht auch des Spottes, die ihr ein Fehltritt bereiten konnte, drückten nun ihre Züge, wie übrigens auch die der ihr vorangegangenen Kollegin, den grössten Ernst aus, alle Sorglosigkeit war aus denselben verschwunden, und dieser Ernst stand ihr gut an, denn die Züge glichen nun jenen des schönen antiken Kopfes, in welchem die einen eine Hebe, die andern einen jungen Bacchus sehen. Sie war überhaupt ein wohlgestaltetes Weib, wie einige Herren hinter mir sich äusserten, «è bella», meinten sie. Sie hatten wohl nicht unrecht. Was mir aber an ihr besonders gefiel, war, dass sie gleich nach beendigter Vorstellung ihr Büblein auf rührende Weise zu Herzen und zu küssen ging und mit ihm allerlei Scherz trieb. Dieser Leute, von denen wir gewöhnlich urteilen, sie seien zu besserem geboren, gibt es tausende und tausende. Wir wenden ihnen unser Bedauern zu. Hätten wir eine genaue Kenntnis ihres Lebens, wir würden vielleicht anders über sie denken. Jenes Bessere, das wir ihnen wünschen möchten, ist oft fraglich und trügerisch. Leicht läuft man dabei die Gefahr der Selbstüberhebung (Luc. XVIII, 9—14) und bedenkt nicht, wie sehr wir trotz Anlage, Verstand und Willen von dem abhängen, was wir bald Glück, bald Zufall, bald Schicksal oder höhere Fügung nennen.

Meine Wanderung wieder aufnehmend und der Höhe zusteuern, gelangte ich zu einem wunderlichen alten Stadttore mit der eingehauenen Inschrift «porta del Metauro». Dieses Tor ist am Eingange einer Schlucht, durch welche ein gut gehaltenes Fahrsträsschen über den Monte Calvo nach Scheggia (Wasserscheide) führt, in dessen Nähe der Metaurus entspringt, um in das adriatische

Meer zu münden. Die Gegend wird eine wildromantische, der Raum für den Weg ist dem Berge abgewonnen, in der Tiefe rauscht der Bach, welcher durch Gubbio fließt, während das Trinkwasser dem Städtchen durch eine Wasserleitung aus dem Gebirge zugeführt wird. Das hübsche Strässchen weiter verfolgend, ähnlich so vielen der unsern in der Schweiz, und angeheimelt von der kühlen Bergluft, wäre ich in einigen Stunden nach Urbino geraten, jene durch so viele Erinnerungen an Kunst, Krieg und feine Sitte anziehende Stätte, wenn nicht bessere Überlegung mich davon abgehalten hätte. Wen aber je einst ein gütiges Geschick von Florenz nach Gubbio führt, der richte sich ein, von dort aus Urbino, die frühere Gebieterin Gubbios, aufzusuchen und ihr einige Tage zu widmen. Die Entfernungen alle sind so klein, dass sie zu den uns gebotenen Genüssen in keinem Verhältnisse stehen. Ich machte ganze Wendung — Kehrt, und begab mich in das Gedränge auf dem Corso.

Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich behaupte, dass das umbrische Volk sich durch körperliches Ebenmass auszeichnet und dem Reisenden überhaupt in einem günstigen Lichte erscheinen muss. Abstossende Gesichter und Gestalten habe ich keine gesehen, nicht einmal starke Beileibtheit. Ohne gerade gross zu sein, sind die Männer schlank und hübsch, auch im Auftreten. Ich kam in Gubbio bei einem «spaccio di vino», einer Weinschenke, vorbei, wo sie alle vor dem Local mit ihrem Gläschen Wein in der Hand standen, ohne allen Lärm sich unterhaltend.

So war der Tag des St. Ubaldo in Gubbio auch für mich ein wahrer Festtag gewesen. Tags darauf war

Viehmarkt. Da aber meine Zeit am Ablaufen war, so ging ich früh am Morgen zur Station hinunter, um den Zug nach Arezzo zu nehmen. Die Spurbreite der dorthin führenden Regionalbahn ist ein Meter, die Wagen, nach amerikanischem Systeme, sind luftig, bequem und für drei Klassen eingerichtet. Durch meine Reisegefährten, welche viel über eine Opernaufführung diskutierten, erfuhr ich, dass am vorhergehenden Abende im Theater zu Gubbio die *Sonnambula* gegeben worden war. Das hätte ich mir nicht träumen lassen. Jedes dieser Städtchen hat eben sein Theater oder wenigstens Politeama, wie sie ein zu den verschiedensten Zwecken dienendes Haus nennen. Bei besondern Anlässen nun, gewöhnlich auch im Mai zu den sogenannten Maifesten, lassen sie aus einer grössern Stadt eine Truppe kommen, Extrazüge werden für die entfernteren Orte eingerichtet, und so bekommt man bisweilen in diesen Provinzialstädtchen ganz gutes zu hören. Mein Nachbar im Wagen war ein Herr aus Città di Castello, wohin wir bald gelangen sollten. Ich befragte ihn über den dortigen Verleger S. Lapi, der mir durch mehrere bei ihm erschienene Bücher vorteilhaft bekannt war, namentlich durch das etymologische Wörterbuch von Zambaldi, eine Arbeit, die ganz auf der Höhe der Zeit steht und dem Autor wie dem Verleger, resp. dem Drucker zur Ehre gereicht, denn Lapi ist nicht nur Verleger und Drucker zugleich, sondern schneidet und giesst auch seine Lettern selbst. Er beschäftigt hundert Arbeiter, worunter viele weibliche, was den unglaublich billigen Preis seiner Bücher erklären mag. Wer würde das in dem wenig bekannten Städtchen gesucht haben, dessen Vergangenheit und Gegenwart immerhin bedeutend genug sind, dass

ein gedruckter Führer durch dasselbe erscheinen konnte. Da mein Mitreisender sah, wie sehr ich mich um Herrn Lapi, der sein Freund war, interessirte, so erbot er sich, ihn mir bei Ankunft an der Station, wo er ihn erwarte, vorzustellen, und so konnte ich einige Augenblicke mit Herrn Lapi plaudern. Als ich ihm mein Kompliment über das Wörterbuch machte, erwiderte er mir, dass ihm ähnliches von seiten einiger französischer Publizisten widerfahren sei. Herr Lapi, ein hübscher, noch junger Mann mit intelligenten Gesichtszügen, war früher Ingenieur an der Bahn und gründete sein Geschäft selbst. Sein reichhaltiger Katalog enthält nur gediegene, besonders sprachwissenschaftliche Werke.

Città di Castello und so auch das darauf folgende, an Bedeutung ihm kaum nachstehende Borgo di S. Sepolcro liegen in dem lachenden, vom Tiber durchströmten Tale, welches unweit Perugia in die umbrische Ebene einmündet, und in welches man, von Gubbio kommend, schon bei Fratta Umbertide hinabsteigt. Das toskanische Gebirge, in welchem die Quellengebiete des Tiber liegen, schliesst bei S. Sepolcro das Tal (la val tiberina) ab, und der Schienenstrang verfolgt seine Richtung westwärts ansteigend. Ein überraschender Anblick wartet unser da, wo wir mittelst eines längern Tunnels die Wasserscheide zwischen den Tälern des Tiber und der Chiana hinter uns lassen. Hier wie nirgends lässt sich die herrliche Lage der an die Hügel sich anlehnenden Stadt Arezzo übersehen. Doch ich sagte mir das gleiche, als ich am Abend das Kastell erklommen. Arezzo, wo der Puls des modernen Lebens fröhlich schlägt, ja, welches sich anschickt, die elektrische Beleuchtung einzu-

führen, bietet des Sehenswerten genug, dass der nach Rom in eiliger Hast Fahrende hier eine kurze Pause machen dürfte. Gewiss bedauern viele, dass sie es sich an dem blossen Anblicke der so reizvoll sich präsentirenden Stadt müssen genügen lassen. Wir befinden uns hier wieder im blühenden Toscana. Wie zu den Zeiten der Etrusker und nach ihnen der Römer (siehe unter anderm Plinius den ältern), so blühen auch heute noch hier die Metallindustrie und die Töpferei, neben andern Gewerben, wie zum Beispiel dem der Seide, welche seitdem hier Wurzel gefasst haben. Ich übergehe die Namen der Männer, welche von Alters her der Stadt zum Ruhme gereicht haben, und erwähne bloss den Grafen Vittorio Fossombroni, dessen Standbild man auf der Piazza Umberto sieht. Diesem Ingenieur und Minister des Grossherzogs Ferdinand III. gelang es in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts die schon zu Dantes Zeiten berüchtigte grosse Chiana-Ebene, an welcher auch Arezzo liegt, zu entsumpfen und sie in ein Eden umzuwandeln, das an Fruchtbarkeit der «huerta de Valencia» nicht nachsteht. Dem einsichtigen Fürsten haben die pietätvollen Einwohner auf der Piazza Vasari ein Standbild errichtet. So heisst der von schönen Brunnen, der teilweise noch romanischen Kirche S. Maria della Pieve und dem gotischen Gerichtsgebäude gezielte Gemüsemarkt. Dem Patriotismus und der Opferfreudigkeit der Aretiner zur Ehre gereicht ferner das im Jahre 1822 gegründete Museo civico, dessen schöne Räume und Ordnung an das ihm ähnliche Museum in Bologna erinnern. Die fossilen Ausgrabungen der Chiana-Ebene und die etruskischen Altertümer sind von Bedeutung. An diese Sammlungen reiht sich eine an alten Drucken reiche Bibliothek.

Ich kann Arezzo nicht verlassen, ohne noch zum alten Dome hinaufzusteigen, dessen innere Architektur und Fresken von einer wohltuenden Harmonie sind, und einen Spaziergang hinter demselben zu machen, wo ich unter den langen Lindenalleen mit noch andern Müssiggängern die schöne Fernsicht genoss. Von da gelangte ich durch schon blühende Kornfelder zu den letzten Überbleibseln des Kastells, in dessen frühern Höfen nun ein junger Bauer seine Äcker bebaut. In seinem Stalle hält er drei Schweizerkühe, ein Glück für mich, denn nach all' den heissen Gängen bergauf und bergab fing der Durst an, mich zu belästigen. Selten hat mir die Milch frisch von der Kuh weg so gut geschmeckt wie dort oben. Wider Erwarten konnte ich mich zwei Tage später anderwärts nochmals derselben Wohltat erfreuen.

Mit dem Schnellzuge wieder südwärts fahrend ist man rasch in Chiusi, einem der ergiebigsten Fundorte etruskischer Altertümer. Das alte Clusium der Römer, die frühere Residenz des sie bekriegenden, noch fraglichen Porsena, eines Herrschers der Rasenae, wie die Etrusker sich selber nannten, lag auf den Höhen, eine halbe Stunde von der Talsohle entfernt. Die heutige Stadt, obgleich noch zu Toskana gehörend, woran der Schild mit den sechs Pillen der Medici auf einer hohen Säule erinnert, befindet sich in keinem glänzenden Zustande; sie rafft sich jedoch auf, hat geordnete Finanzen, verfügt über ein Budget von Fr. 200,000 jährlich, hat über der frühern etruskischen Nekropole in freier Lage einen stattlichen Gottesacker angelegt und ist nun im Begriffe, ein Museum zu bauen, zu besserer Aufbewahrung ihrer vielen inzwischen sehr provisorisch aufgehobenen archäologischen Schätze. Denn die Einwohner wissen deren

Wert wohl zu würdigen, sind jene es doch allein, welche einen kleinen Fremdenverkehr herbeiziehen. Zwar gross kann er nicht sein, der einzigen bescheidenen locanda nach zu urteilen, welche ausserhalb der Stadtmauer den Reisenden aufnimmt. Meines Quartiers konnte ich mich in allem nur rühmen, wenn schon die schöne Adele Galeotti, deren V. Widmann in seinem Buche «Jenseits des Gotthard» gedenkt, nicht mehr das Regiment in demselben führte. Die jetzige Wirtin meinte, mit der Schönheit sei es nicht so weit her gewesen, warf ihr ihre «facciaccia» vor und liess wenig an ihr gelten. Sie selbst, schon älter, hatte freilich jetzt noch feine Züge und wartete übrigens tadellos ihres Amtes. Ein altes Männlein, welches auf dem Steinpfosten an der Haustüre sass, erbot sich mir zum Führer durch den Ort, der wieder seinen ganz besondern Charakter hat und Baureste aller Zeiten aufweist. Von der «piazza del pallone», wo Ball gespielt wird, erblickt man am Gebirge das weinreiche Montepulciano, das Bordeaux Italiens. Die alte Stadtmauer an der piazza krönen etruskische, sphinxartige Löwen, bis sie ein Obdach im neuen Museum erhalten. Ich glaube, dass in Chiusi der Schein insofern trügt, als die ökonomische Lage der Einwohner besser sein dürfte als der äussere Anblick vermuten lässt. Die ganze Gegend ringsum ist von grosser Fruchtbarkeit und von der Stadt aus sehr leicht zugänglich. Der Führer nannte mir mehrere familie signorili, oder primarie, so die Paolozzi, Giulietti, Casprucini, welche sehr vermöglich sein sollen. Einer dieser Herren besitzt das ausgedehnte Areal der frühern Feste, in deren Türmen nun seine Bauern und Gärtner wohnen. Seine anstossende alte Wohnung hat er mit

einer neuen Fassade im alten Florentinerstil versehen. Einigen alten Häusern sieht man die Wohlhabenheit der frühern Erbauer und, ihrem jetzigen Zustande nach zu urteilen, auch diejenige der nunmehrigen Besitzer an. Mein Besuch galt hauptsächlich den etruskischen Gräbern, an welchen, wie früher bemerkt, die Umgegend stellenweise sehr reich ist. Am zweiten Tage meines Aufenthalts unternahm ich mit meinem alten Führer und seinem Sohne einen Streifzug zu Fuss durch das Hügel-land, in welchem unter anderm auch das sogenannte Grab des Porsena sich befindet, nunmehr bloss noch gewöhnliche grössere, in Tuff ausgehauene Kammern unter einem von Menschenhand aufgeworfenen Kegel. Von all diesen ausgeraubten Gräbern war das merkwürdigste dasjenige der sogenannten quattro colle, welches noch jetzt seine zwei ursprünglichen Flügeltüren von Travertin besitzt, mit den Zapfen in den Steinlagern. Das Öffnen und Schliessen derselben erzeugt starke Töne und erfordert viel Kraft, was mich an die Erztüren aus den Termen des Caracalla in Rom, nun im Baptisterium S. Giovanni in Fonte, erinnerte. Das erwachsene Mädchen, welches mit seinem Bruder aus dem nahen Gehöfte kam, uns das Grab zu zeigen, schaute so seltsam drein, ich weiss nicht, ob es Verwunderung über den Besuch war, dass ich gerne die Anwesenheit eines Physiognomikers herbeigewünscht hätte. Aus den Augen, von einem Schwarz und Weiss, die sich nicht intensiver denken lassen, ebensowenig aus dem leicht geöffneten Munde mit den schneeweissen Zähnen liess sich nicht das geringste lesen. War es etwa noch das reine etruskische Blut? Diese Bauern, wie ich noch in einem andern Gehöfte

bemerkte, scheinen es nicht schlecht zu haben. Böse Hunde, wie im Baselbiet auf unsern Höfen und in der römischen Campagna, hat man bei ihnen nicht zu fürchten. Sieben grosse weisse Ochsen standen im Stalle desjenigen bei den quattro colle. Die Kühe seien gewöhnlich alle in der Stadt, der Milch wegen. Das Terrain, welches wir durchwanderten, war ausserordentlich coupirt und häufig mit Eichen bewachsen, unserer gewöhnlichen quercus robur und pedunculata. Diesen Baum habe ich überall in den von mir bereisten Gegenden des mittleren Italien angetroffen, vom trasimenischen See an, dem Tiber und seinen Nebenflüssen entlang, bis nach Viterbo. Der Boden daselbst muss seine Fortpflanzung ganz besonders fördern, denn überall scheint er wild zu wachsen.

Der Tag war heiss gewesen und wir drei hätten gerne etwas getrunken. Ich sendete daher den jüngern der Führer aus, sich irgendwo Milch zu verschaffen, was ihm auch gelang. Den beiden Begleitern war sie auch lieber als Wein, obschon der Wein um Chiusi sehr gut ist. Auf dem Heimwege gesellten sich vier Knaben zu uns, die fröhlich patriotische Lieder sangen, welche sie auf meinen Wunsch wiederholten, wogegen ich ihnen zu einem Glase guten Chiusi verhalf.

Unter gegenseitig freundlichen Worten schied ich von meinen Führern, bei denen ich einen wahren Kurs über das Suchen nach Gräbern gehört hatte und die mir gerne noch ihre kleine Sammlung zu Hause gezeigt hätten, denn in Chiusi besitzt fast jedermann einige Stücke.

Am andern Morgen rüstete ich mich zur Abreise mit dem «treno lampo» nach Mailand. Vorher musste ich noch den Telegraphisten aufsuchen, den ich schon

Tags zuvor in seiner Einsamkeit angenehm überrascht hatte. Über meinen abermaligen Besuch empfand er solche Freude, dass er zwei alte Münzen, eine römische und eine etruskische, welche er aus seiner Westentasche holte, mir hinstreckte zum Geschenk, denn er wollte nicht dafür bezahlt sein. So kamen wir zusammen in ein Gespräch, wo ein Wort das andere gab und ich von ihm erfuhr, dass er der Bruder der schönen Chiusanerin sei. Sie halte sich nun bei einem andern Bruder in Mailand auf, werde aber im Herbst den Sohn des Buffethalters an der Station Chiusi heiraten und das Geschäft führen.

Dass der Blitzzug mich erst um Mittag aufnehmen sollte, war mir sehr gelegen. Anstatt mich noch, wie meine zu einem Morgengrusse wieder erschienenen Führer meinten, nach dem nahen Città delle Pieve führen zu lassen, der Geburtsstätte Pietro Peruginos, wozu die Zeit hingereicht haben dürfte, zog ich vor, die letzten Stunden vor der Abfahrt ruhig in meinem gemütlichen Zimmer mit der Aussicht in ein grünes Tal meinen Notizen zu widmen. Alles hier, an dieser meiner letzten Reiseetappe, die Lage, die Ruhe und die Menschen, trug dazu bei, meinen Reiseeindrücken den befriedigendsten Abschluss zu geben.

Meinen Platz in einem nicht allzu sehr besetzten Coupé einnehmend, konnte ich mich als schon nicht mehr im Garten Europas befindlich betrachten. Zwar waren meine Reisegefährten, der amerikanische ältere Herr und seine zwei Damen sehr freundlich, aber ungleich mehr als der trasimenische See und die schöne Staffage beschäftigte den Herrn die Reise durch das Berneroberrland, zu welcher er sich meine Ratschläge erbat.

Nach bloss zehnstündiger Fahrt fand ich freundliche Aufnahme im Albergo Como, nahe am Bahnhofe, in Mailand. Tags darauf genoss ich die schöne Fahrt über den Lago maggiore und in der darauf folgenden Nacht eine ungestörte Ruhe, bis die Wunder der modernen Technik, phäakische Dienste an mir verrichtend, mich unvermerkt auf meinem Tusculum, zum «Singer» genannt, wieder absetzten.

Wohl habe ich im Verlaufe meiner Erzählung viel «gemuomt», wie man in unsern alemannischen Landen sagt, aber nach fünfzigjähriger Ehe konnte ich diese Gewohnheit nicht mehr ablegen und so möge man mir diese Schwäche verzeihen. Auch verhehle ich mir nicht, dass manche meiner Äusserungen auf Widerspruch stossen dürften. In diesem Falle werde ich gerne von meinen Freunden, in deren Hände diese Blätter etwa gelangen sollten, bessere Belehrung annehmen.

Wenn übrigens diese Plaudereien nur die Kritik meiner lieben Jubilarin aushalten, so bin ich es zufrieden.

Im Sommer 1890.

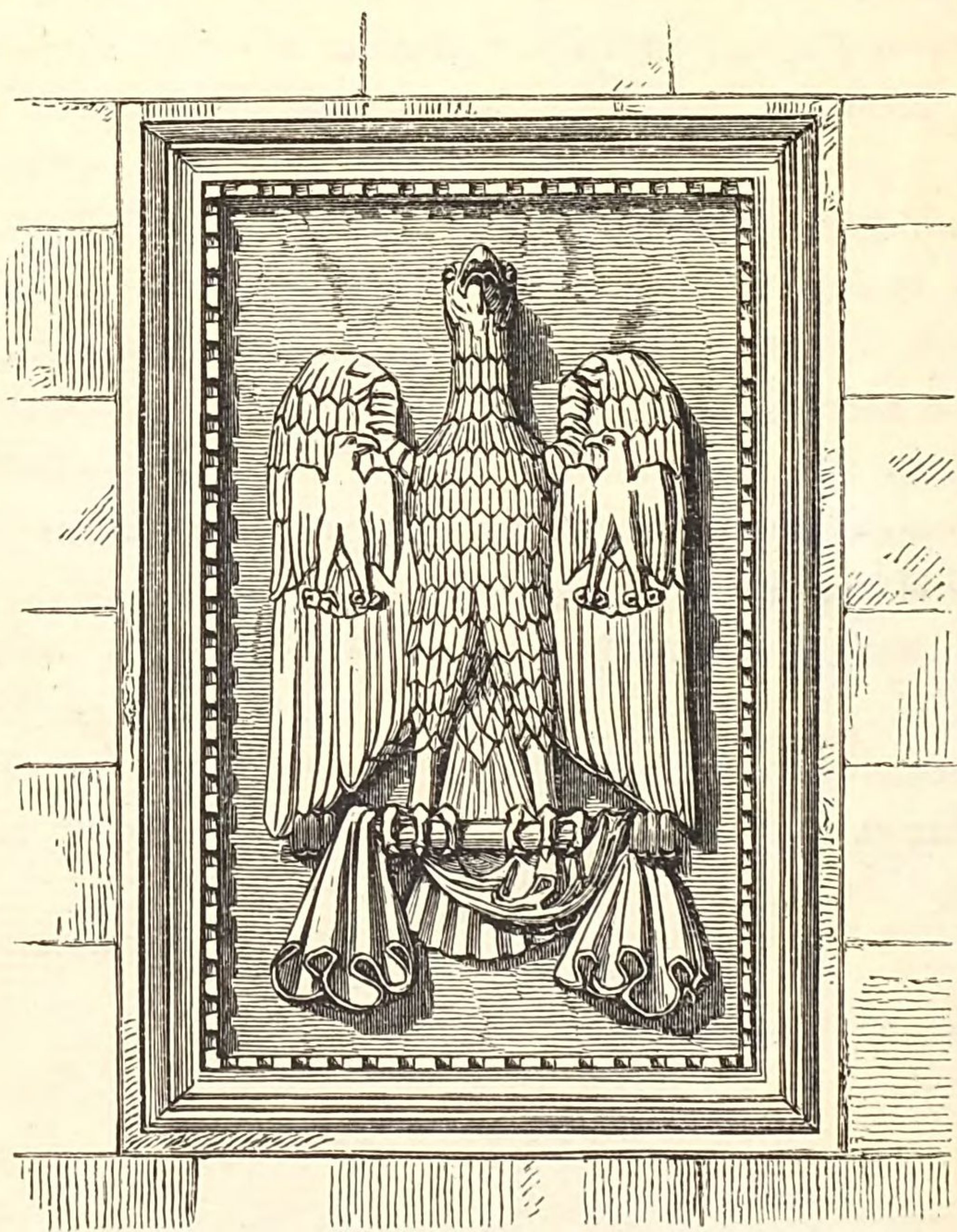
Karl Vischer-Merian.

Erratum: S. 18, Z. 3 v. u. lies «focosa» statt fogosa.



«Otium sine literis mors est et hominis
vivi sepultura.»

Seneca Epist. 82.









Vischer-Merian, Carl,

Aus Umbrien und auf dem Wege dorthin (Von Karl Vischer-Merian.)

s.l. 1890

4 lt.sing. 362 x

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11500669-3